

IV.

Reisebilder aus dem oberen Paraguay.

Von Professor Dr. E. Kemmerich.

Nach dem neuesten Stande ergänzt von H. Bachmann.

Der bereits in der „La Plata Post“ und im „Export“ im Jahre 1897 abgedruckte Aufsatz wurde uns von dem Herrn Verfasser in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Er ist mit Anmerkungen versehen, welche die Darstellung der Verhältnisse des Landes nach ihrem heutigen Stande ergänzen. Die Bilder sind Aufnahmen, welche zum Teil Herr Dr. Kemmerich und zum Teil Herr Bachmann während ihrer Reisen durch das Land anfertigten.

I. Nach Asuncion.

Zur Zeit, als wir noch im schönen Bonn a. Rh. in den sechziger Jahren Medizin studierten, sangen wir als Studenten bei dünnem Bier und viel Enthusiasmus:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Der Wonne Jubelsang beschert.“

Diese Strophen fielen uns ein, als wir in dem neuen Hafen von Buenos Aires den zweistöckigen hohen Dampfer „Olympo“ bestiegen, welcher der Passagiere wartete, um sie nach Paraguay stromaufwärts zu führen. Doch die Bescherung, welche er uns brachte, war nicht immer Freude, wir brauchten volle acht Tage, um zu unserem Ziele zu gelangen. Dichte Nebel, die im Juni häufig auf dem Paranaströme herrschten, hielten uns auf. Dann auch ein Liebesdienst, den wir dem Dampfer „Urano“ erwiesen, welcher mit $\frac{1}{4}$ Million Orangen beladen und zahlreichen Passagieren der beurlaubten Nationalgarde, bei Esquina aufgefahren war. Fest saß er dort wie angenagelt schon seit drei Tagen, und die Dampfer mit schwachen Maschinen, welche ihn passierten, konnten ihn nicht abbringen. Das Fleisch und die Lebensmittel waren den 200 Reservisten knapp geworden, und wir konnten das „viva el capitán Bisso“, das unserm Kapitän galt, wohl begreifen, als wir den „Urano“ von seiner Sandbank abzogen. Obwohl sich die Dampferführer der Konkurrenzlinien gründlich hassten, machen sie in solchen Fällen Ausnahmen und leisten sich Liebesdienste, denn der Kapitän denkt: „heute mir, morgen dir.“

In Rosario, wo wir am folgenden Tage landeten, nahmen wir die gewöhnliche Ladung für Paraguay und blieben 6 Stunden liegen. Beim Scheine des elektrischen Lichtes, das auch unseren Olymp — wie es nicht anders sein konnte, in göttergleichem Ant-

like erstrahlen ließ — wurden Mehlsäcke geladen, Eisenwaren, meist deutscher Provenienz, ohne Zahl, Maschinen, Zucker, Pferde und unzähliges Vielerlei. Als Passagiere stiegen eine Reihe handeltreibender Paraguayerinnen ein, die von oben gekommen, um ihre Papageien, Paraguantee, Tonkrüge, Spitzengewebe, Hängematten und kunstvollen goldenen Paraguayringe — die, nebenbei gesagt, in Pforzheim gemacht werden — zu verkaufen, und dafür Speisefett in Blechdosen, Kurzwaren und falschen Goldtand wieder nach oben zu nehmen. Dann kam mit zahlreichem Gefolge, das von ihm Abschied nahm, eine politische Größe aus Corrientes an Bord, welche die letzte Revolution angezettelt hatte. Jetzt war aber alles wieder vergessen. Der Herr in seinem schwarzen Anzuge, mit goldenem Kneifer



134

Verladen von Apfelsinen.

und Diamantringe war ein berühmter Advokat von liebenswürdigem Benehmen und untadligen Manieren. Kein Wunder, daß diese Leute so leicht den armen Kampfbewohner, den Sohn des Landes, durch Herablassung einnehmen, der dann, entzückt über den vornehmen Herrn, die heißen Kastanien aus dem Feuer holt und sich für eine Idee tot schlagen läßt, die er nicht einmal begreift. — Zum Schluß kamen noch viele Familien an Bord, das Abschiednehmen wollte kein Ende nehmen. — Die mächtigen Schaukelräder des „Olymp“ setzten sich in Bewegung; wir fuhren durch das Gewirr der ankernden Schiffe in die Nacht hinaus und landeten andern

Tage in Parana, — das Städtchen schien uns traurig. Sein Hafen ist seit Jahren ganz versandet, die Schiffe müssen weit flukabwärts anfern. Schon lange petitioniert man nach Hülfe von der Nationalregierung; möge sie endlich kommen! Da aber der Paranastrom jährlich viele Tausende von Kubikmetern Sand dem Meere zurollt, so werden häufig frühere Fahrrinnen verstopft. Dazu genügt manchmal schon das zufällige Untergehen eines Fahrzeuges, durch das der Strom zeitweise geschwächt wird. Sehr bald bildet sich nun eine Sandbank um dasselbe und nach Jahresfrist ist das Uebel häufig nicht mehr zu heben.

Parana ist in der wissenschaftlichen Welt eine bekannte Stadt durch die Entdeckung Darwins und Burmeisters. Während der Schiffer gleichgültig sein Fahrzeug mit Kalksteinen oder gebrannten Kalk ladet, denkt er schwerlich daran, welche Zeugen einer viel tausendjährigen Weltgeschichte er einladet. Es liegen dort die antediluvianischen und die spindelförmigen zierlichen Gehäuse von Seeschnellen, Krappen und Fischen, die heute auf der Welt nicht mehr existieren, die aber den jetzt existierenden ähnlich sind, sodaß Darwin auf den Gedanken kam, daß die heutigen Formen der Fauna ganz allmählich aus den früheren durch Aenderung ihrer Existenzbedingungen hervorgegangen sind. In Patagonien, am Rio Negro und an der Magellanstraße wurden diese Gedanken auf der berühmten Weltumsegelungsreise des „Beagle“ weiter entwickelt. Unser berühmter Landsmann Burmeister hat die Musternäpfe bei Parana weiter untersucht und die Angaben Darwins bestätigt. Der Ozean drang damals weit ins Land und Entre Rios war offenbar Meeresküste. Aber Burmeister beschreibt auch eine Menge Süßwasserschnecken und Fische, die seitlich in die Kalkbänke der Meerestiere hineintragen. Es war demnach dort nicht Seebecken, sondern Küste, in welche zahlreiche Süßwasserbäche und Flüßchen einmündeten. Welch ein Genuß für einen Fachmann, in dieser steinernen Bibliothek zu kramen, und die zehntausendjährige Geschichte der Erde mit dem geistigen Auge zu lesen!

Dann kamen wir in Entre Rios und Corrientes an vier deutschen industriellen Etablissements vorbei, die sämtlich am Flusse liegen. Santa Elena ist das wichtigste und aus kleinen Anfängen im Jahre 1880 zu einem der bedeutendsten von Südamerika herangewachsen. Es ist heute eine belgische Aktiengesellschaft, bei der auch zahlreiche deutsche Kapitalien und deutsche Angestellte tätig sind. Das Verständnis, daß in Antwerpen für La Plata-Verhältnisse herrscht, hat hier die schönsten Früchte getragen, während man in Deutschland diesen Verhältnissen mit mehr Mißtrauen begegnet und selten das nötige Kapital hergibt, um ein industrielles Unternehmen kräftig zu fundieren. Die Anfänge zu Santa Elena waren in 1880 eine Schlachtung von 10 Stück Ochsen pro Tag, um den bekannten Fleischextrakt herzustellen, zu dem dann später noch Fleischpepton, Fleischkonserven und die bekannten Produkte der Saladero-

Industrie, wie Salzhäute, Salzfleisch, Talg, Fett, Guano, Fleischmehl, Hörner, u. s. w. hinzu kamen.

Als die ersten Proben gut einschlugen, wurden die Kapitalien vergrößert und Landerwerbungen gemacht. Heute verfügt die Kompagnie Kemmerich dort und in dem gegenüber in Santa Fe gelegenen „San Javier“ über 2 große Etablissements mit etwa 50—60 Gebäuden, Schlachthäusern, Eismaschinen, Konservenfabriken, um jährlich 2 Millionen Kilo Büchsenfleisch herzustellen, Fleischmehlfabriken und zahlreiche Vorratsräume. Sie besitzt eine kleine Flotte von Dampfern und Leichterschiffen, um das Entlöschten und Laden der Seeschiffe zu bewerkstelligen, und ein eigenes submarines Kabel der Firma Felten u. Guilleaume, das sie auf ihre Kosten durch den Paranafluß legte, um auch telephonisch in Verkehr mit dem Schwester-Etablissement in Santa Fe zu stehen. 140 000 Stück Rindvieh werden dort jährlich, 1500 in der Saison täglich auf Fleischextrakt, Fleischpepton, Salzfleisch und Konserven verarbeitet; 240 000 Stück Vieh werden auf den 30 der Kompagnie Kemmerich teils gehörigen, teils gepachteten Estancias gehalten, um die Schlachthäuser stets mit fettem Vieh zu versehen, wenn einmal eine Stockung bei dem Einkauf aus der Ferne entstehen sollte. Die Gesellschaft verfügt über ein Kapital von ca. 15 Millionen Franks. Seit den letzten zwei Jahren arbeitet dort auch die berühmte Liebig'sche Gesellschaft zu Santa Elena, und stellt daselbst infolge einer Vereinbarung ihren weltberühmten Fleischextrakt und Pepton dar. Die Leitung zu Santa Elena steht unter der Gerentschaft von Herrn Walter Giebert, dem Sohne des verdienstvollen G. C. Giebert, den Gründer der Fleischextrakt-Industrie in den La Plata-Staaten.

Nachdem wir in Santa Elena, das gleichzeitig Sitz eines deutschen Vize-Konsulats ist, verlassen, passierten wir unterhalb La Paz die Lederfabrik von Harteneck, einem Industriellen aus Pirmasenz in der Rheinpfalz, welcher sich um die Einführung der Quebracho-Gerberei Verdienste erworben hat. Einst auch mit kleinen Mitteln begonnen, arbeitet das deutsche Etablissement jetzt erfolgreich und in größerem Maßstabe mit gutem Gewinn.

Oberhalb La Paz folgt dann das dritte deutsche Unternehmen zu „Puerto Marquez“, das zwar nicht so große Erfolge wie Santa Elena aufzuweisen hat, aber doch ruhig sich weiter entwickelt. Es treibt Viehzucht und eine kleine Schlachtereier für Salzfleisch und Konserven. Bei Emperdrado in der Provinz Corrientes kommt dann noch eine bedeutende deutsche Quebracho-Extrakt-Fabrik, die sich mit der Herstellung flüssigen gerbstoffhaltigen Extraktes aus dem in der Provinz zahlreich wachsenden Quebracho colorado befaßt und ihn nach Hamburg exportiert.

Nun beginnt der Schauplatz des blutigen Paraguaykrieges, der hier von 1864 bis 1869 wütete und Gefatomben von Menschenleben, Milliarden von Kapital verschlang und mit dem Ruin Paraguays endete. Brasilien, Argentinien und Uruguay, die Sieger, standen dann auch nahe am Ruin ihrer Länder.

Bei Bella Vista fanden schon blutige Gefechte statt. Bruguez, der Artillerie-Oberst von Lopez, kanonierte, plötzlich die alliierte Flotte überfallend, von den Flußanhöhen auf die überraschten Schiffe. Dann kamen die schweren Schlachten bei Corrientes, dem Paso de la Patria und dem Flüschen Riachuelo, wo die paraguayische Flotte, aus Holzschiffen bestehend, von den Panzern Brasiliens vollständig vernichtet wurde. Lopez hatte Befehl gegeben, die Panzerflotte zu entern. Als aber die kühnen Guaranis das Deck eines Panzers erobert hatten, wurden sie mit siedendem Wasser der Maschine weggebrüht. Ihr Unternehmen schlug vollständig fehl. Holzschiffe und offene mit Kanonen ausgestattete Holzfähne konnten trotz der Tapferkeit ihrer Besatzung nicht den gezogenen Kanonen und Panzern Brasiliens widerstehen.

Auch der Feldzug der Paraguayer durch Corrientes nach dem Alto-Uruguay unter der Führung Estigarribios schlug fehl. Er mußte in Uruguayana mit 10 000 Mann kapitulieren, da Lopez ihn von Humaita aus nicht unterstützen konnte. Am Miriuey erfochten die Orientalen unter Flores einen wenig rühmlichen Sieg und schnitten 1400 gefangenen wehrlosen Paraguayern die Hälse ab.

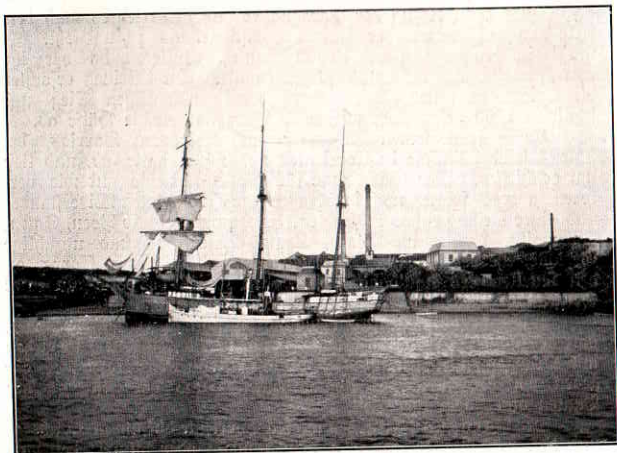
Lopez sekte seinen Schwager und Feldherrn Barrios, der schlecht seine Wünsche in Corrientes ausgeführt hatte, ab, und ließ ihn erschießen. Der Krieg war für Lopez schon so gut wie verloren, aber es folgten noch drei Jahre eines unerhörten Widerstandes und einer Reihe großer Schlachten, bei Humaita, Paso Pocu, Sauce, Curupaity, Timbo im Chaco, Lomas Valentinas und unzählige Gefechte, ehe der Tyrann vernichtet war und bei Cerro Corra, an den Quellen des Aquidaban, unter der Lanze des Riograndenser Sergeanten Pedro el Diablito seinen Geist aushauchte.

Wir ankern bei Humaita, wo die vollständig zerstörte Kirche, von der noch senkrechte Fragmente hoch in die Luft der lieblichen mit Orangenbäumen geschmückten Landschaft aufragen, Zeugnis abgeben von der Furie des Bombardements und der Festigkeit der Bauten aus Lopez'scher Zeit.

Der Paraguayfluß, den wir seit Corrientes befahren, ist schmal und tief, sein Wasser klar aber grün-schwarz oder dunkel, bei auffallendem Licht. Sein Lauf ist vielfach gewunden. Man glaubt nun in einem Parke spazieren zu fahren. Ueberall öffnen sich kleine Seen, Zuflüsse und Bäche inmitten des saftigen Grün der Landschaft. Urwaldbäume, mit Orchideen und Lianen beladen, treten manchmal dicht an den Fluß heran, Sumpfpflanzen, Röhricht, Wasserlilien und Camelitoden mit ihren violetten Blumen, säumen den Rand des Wassers für gewöhnlich ein. Darüber folgen dann zunächst Bambuswedel in graziösen Schwingungen, vom Lusthauche bewegt, um den Rahmen des herrlichen Bildes zu vervollständigen. Fischreier, Flamingos und Störche sieht man fischen an den Flußufern und Sümpfen. Alligatoren liegen auf Sandbänken und bilden das Ziel der sportlustigen Reisegesellschaft, die vom hohen Olymp herab mit ihren Windefenster-Blickfen auf die Dickhäuter eine Kanonade

unterhält, die aber selten trifft, weil die Schwankungen und der eilige Lauf des Schiffes das Zielen sehr erschweren. Dazwischen wird zum Essen geklingelt und im Anblick der schönen Natur geschmauset.

Wenn dann inmitten all der Naturherrlichkeit noch der Magen, befriedigt und der auf allen Dampfern sich wiederholende Speisenzettel abgegessen ist, — Suppe mit Fadennudeln, Rindfleisch, etwas in Fett Gebackenes, dessen Ursprung unaufgeklärt bleibt, harter Braten, ein Flügelbein, Salat, Käse, Quitten, Eingemachtes, Rosinen und Krachmandeln, Kaffee — dann schwelgt die Seele in den Regionen unendlichen irdischen Glücks, in dem man sich bewußtlos verlieren würde, wenn nicht ein Mosquito auf der Nase die Reisenden



35 Fleischextraktfabrik „Santa Elena“.

unliebsam daran erinnerte, daß des Lebens ungemischte Freude noch keinem Irdischen zu Teil ward. Aber auch so ist die Reise auf dem Paraguaystrom schön genug und die Fülle von Licht, das den elektrischen Lampen ausströmt, und bei der angenehmen Damengesellschaft, die auf den schönen Dampfern nie mangelt, füllt eine angenehme Unterhaltung die Lücke aus, die durch den Nachtschatten entstehen muß. —

Andern Tags befinden wir uns in roten Sandsteinfelsen, die den Fluß überhängend, Grotten, bilden und mit Farnkräutern bewachsen sind. Da, noch um eine Biegung, und wir befinden uns

in Asuncion. Bunt getünchte Häuser, die sich malerisch bis auf die Gipfel der bewaldeten Hügel hinziehen, winken dem Ankömmling freundlich entgegen. Sie lassen noch nicht ahnen, wie viel Schmutz man in den zerfallenen Straßen des Hafenviertels begegnet. Die gütige Natur hat aber einen poetischen Schleier über die Hauptstadt Asuncion ausgebreitet durch jenes herrliche, mit Blumen durchwehte und mit Orangenduft durchwehte Grün, das mit dem wolkenlosen blauen Himmel und dem Hochrot der Sandsteinfelsen, auf denen die Hauptstadt liegt, wundervoll kontrastiert. Kleine Barken umringen uns, Früchte, Papagaien und kleine Affen werden uns angeboten, graziöse Mädchen mit langen Cigarren im Munde lächeln uns freundlich an, wir sind in der erst vor drei Jahrhunderten von den Spaniern gegründeten Stadt der Guarani-Indianer, und unter diesen dürfen wir auch nicht mit unserer europäischen Elle Alles messen wollen. Wir sind unter Kindern der subtropischen Natur, und sind gekommen mit ihnen auch nur diese in vollen Zügen zu genießen.

II. Viehtransport=Dampfer auf dem oberen Paraguay.

Ich wäre gerne mit dem österreichischen Herrn Geschäftsträger und einer bekannten Familie aus Buenos Aires, die mich gütigst einluden, in ihrer Gesellschaft die schöne Reise von Asuncion nach Cuyaba in Brasilien mitzumachen, flusaufwärts gereist, zumal die brasilianischen Dampfer einen vorzüglichen Dienst organisiert haben, der durch die Zentralregierung in Rio de Janeiro noch durch neue, sehr hohe Geldunterstützung verbessert wurde. Aber wie so häufig im Leben, man ladet sich etwas auf, und die Pflichten dulden dann kein Vergnügen. Ich hatte in Asuncion die Bekanntschaft von 10 schönen Durhamstieren und -Kühen gemacht und dieselben wohlfeil für meine am oberen Paraguay gelegene Estancia erworben. Nun lag mir auch die Pflicht ob, die Tiere dorthin zu schaffen. Ich mußte daher mit einem Viehdampfer reisen und hatte mir den altersschwachen „Pollux“ ausgewählt, da neue, schnelle Dampfer ungern sich mit Einladen von Hornvieh abgeben. Nun engagierte ich mir noch einen Viehhüter, und dachte, damit hätte ich meine Pflichten schon erfüllt. Francisco hieß der Paraguayer, der die Tiere warten sollte. Auf paraguayische Art ließ er sich zunächst mit 25 Schilling einen Monat Vorschuß geben, dann bat er andern Tags um einiges Geld, um Cigarren, eine Hose und ein Messer zu kaufen. Auch das erhielt er, weil ich ihn haben mußte. Dann kamen vor der Abreise noch zwei alte Weiber mit einem Kanoe an Bord und wünschten von Francisco zum Abschied einige Patacones. Da ich dachte, es seien Verwandte, die einer Unterstützung bedürften, erhielt er auch die dritte Anzahlung und nun dachte ich, endlich kommen wir los.

Es war ein schöner Sonntag. Die bunten Flaggen aller Nationen wehten auf den Schiffen im Hafen und auf dem Lande in den blauen Himmel hinein; farbenprächtigt war das Bild der

reichen, grünen Vegetation, die sich am Strande hinzog, überragt von den flachdachigen Häusern Amerikas, und über diesen selbst lag auf hoher Terrasse der schöne Regierungspalast, ein Meisterwerk italienischer Baukunst aus der Zeit des Tyrannen Lopez, das in florentinischem Stile aufgeführt, und von Loggien und Seitenhallen zum Schutze gegen die Sonne umgeben ist. Der „Pollux“ hatte schon längst Dampf auf, aber die Luftpumpe der Maschine wollte nicht arbeiten und auch das eine Rad des Dampfers litt an verschiedenen Gebrechen. Bei alten Maschinen ist das Erhalten des Vacuums der schwierigste Teil, aber dieses kam nun endlich doch zu Stande, und der Dampfer setzte sich langsam und gezwungen in Bewegung. Oberhalb der Stadt nahmen wir dann die englischen Stiere an Bord und suchten uns möglichst gut mit denselben, den Heuballen, den Maisfäden und dem vielen Krimskram einzurichten. Der Dampfer war im Umbau begriffen und führte auch Schreiner, Holz und allerlei Ladung mit sich. Francisco zeigte sich alsbald sinnlos betrunken, da er mit den Vorschüssen sich „geistiges“ Eigentum angeschafft hatte, und obwohl der Kapitän alsbald die Schnapsflasche kenterte, konnte man den Uebeltäter doch nicht sogleich nüchtern machen. Nun mußte die englische Stuh mit ihrem Kalb nach Trauf und Nahrung, und die Stiere brüllten gelegentlich dazwischen. Die Mannschaft hatte übermäßig mit dem Schiff zu tun. Der Kapitän war sehr zuvorkommend, konnte mir aber, da er wegen des Fahrwassers aufpassen mußte, nicht helfen, also mußte ich selbst putzen, füttern und pflegen. Die Tiere schienen dessen zufrieden, Francisco schnarchte. Als es Abends sich ein Lager aussuchen hieß, machte ich mir eines auf den Maisfäden zurecht und hoffte nun süße Ruhe im Gefühl getaner Pflicht zu finden, Aber bald berührte es eiskalt meine Füße. Ich glaubte zu träumen und legte mich um. Doch da krabbelte es mir eiskalt auf der Brust herum. Ich sprang auf, es waren Matten.

Aus Mache suchte ich Francisco, der endlich zu sich gekommen war, zu überreden, mein Lager einzunehmen, ich wollte lieber auf Deck schlafen. Aber der geriebene Halbindianer meinte, „oh Patron, „dort sind Matten, sie haben mir auch schon einen Besuch gemacht.“

Ich legte mich nun auf's Deck an's Steuer, neben den schlummernden Kapitän. Aber auch diese Ruhe sollte nicht lange dauern. Bald gab es einen starken Stoß und folgenden Krach. Das Rad hat auf einen schwimmenden Baumstamm geschlagen, die im oberen Paraguay manchmal unter der Oberfläche des Wassers treiben, die Exzentrik der Schaufeln war gebrochen und wir mußten Anker werfen und 12 Stunden liegen bleiben.

Nun wurde die ganze Nacht gehämmert und sämtliche Schaufeln des rechten Rades mit Stricken festgebunden. Die Holzplanken wurden mit glühenden Eisen durchstoßen, um die Stricke durchziehen zu können. Es war aber eine schöne Nacht, keine Mosquitos quälten uns, und die Milchstraße mit ihren Sternbildern flimmerten in mildem Glanze, während wir an der Küste zur Seite eines dichten

Waldes ankerten. Der „Pollux“ gehörte einstmal zu der französischen Flottille, die eine Aktiengesellschaft aus Havre nach dem La Plata gesandt hatte, dann war er in englischen Besitz übergegangen, und als auch diese zweite Gesellschaft wenig reüssiert hatte, war er endlich Viehtransporter geworden. Im Grund genommen war der Dampfer noch recht brauchbar, wenn nur sein Besitzer ihn einer Reparatur hätte unterziehen wollen. Aber bezeichnend für obere La Plata-Verhältnisse, arbeitet man lieber in aller Misere weiter und pfeift auf dem letzten Loch, als zur richtigen Zeit etwas anzulegen.

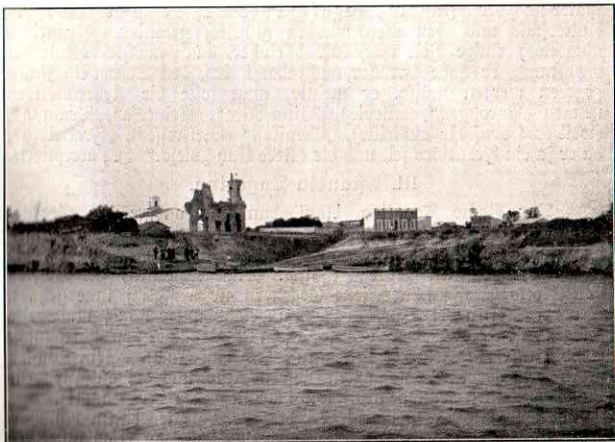
Neben „Pollux“ besorgen den wichtigsten Viehtransport zwischen Brasilien, Villa Concepcion und Asuncion noch die Dampfer „Veda“, „Angelica“, „Ramona“, „Desarollo“, „Voluntario“, „Aquino“ und „Cocco“. Asuncion schlachtet nämlich 20 000 Stück Vieh jährlich und ist zum größeren Teil für den Viehbezug auf den Norden des Landes angewiesen, welcher weniger stark wie die Umgebung der Hauptstadt bevölkert ist und durch prächtige Weiden und schöne Viehassen die Viehwirtschaft sehr lohnend macht. Alle diese Dampfer, mit Ausnahme des „Pollux“ remolquieren das Vieh in besonderen Viehterschiffen, deren jedes etwa 100 Stück ladet. Es sind also recht kleine Viehladungen, um die es sich jedesmal handelt, wenn man an Buenos Aires denkt, das mit seinem enormen Viehtransportgeschäft, das 2000 pro Tag umfaßt, so recht den Reichtum und die Bedeutung Argentiniens im Welthandel verkörpert. Indessen verdienen doch alle und machen ihr Geschäft. \$ 10 (7 Mk.) zahlt man pro Stück von Villa Concepcion nach Asuncion, \$ 15 (10 Mk.) pro Stück von San Salvador nach unten, sodasß ein solches Dampferchen 700 bis 1000 Mk. für eine Reise von 2 bis 2½ Tagen erhält. Dies ist reichlicher Verdienst, da das Brennholz sehr wohlfeil ist und Kohlen nie gebraucht werden. Solange läßt man also die Tiere ohne zu fressen und zu saufen an Bord, wo sie dicht, das eine neben dem andern stehen. Dann werden sie in der Nähe von Trinidad oberhalb Asuncion gelandet, noch einige Tage auf die Weide gebracht und nach Bedarf geschlachtet.

Die Viehpreise sind in Paraguay sehr hoch gegen Argentinien. \$ 70 (44 Mk.) werden schon in Villa Concepcion und San Salvador an der Küste für fette 3- bis 4jährige Ochsen in diesem Jahre gezahlt. In Asuncion gelten sie \$ 90—100 (60 Mk.) für das Schlachthaus. Fette Kühe sind ein Drittel billiger. Außer dieser Schlachtung für den Konsum der Hauptstadt werden im oberen Paraguay mindestens ebensoviel Tiere für die Teemälder konsumiert, um die Tausende von Arbeitern mit Fleisch und die Hunderte von sechsspännigen Ochsenkarren mit Zugtieren zu versehen. Da der Export von Yerba aus Paraguay nach den übrigen La Plata-Staaten jährlich zunimmt, so ist auch bis heute noch immer eine lebhafte Nachfrage nach Ochsen, und die Preise dafür erhalten sich auf einer ungewöhnlichen Höhe. Es fehlt sogar an

Viehtransportdampfern, da die vorhandenen nur jedesmal für eine Reise, die hin und her acht Tage Zeit erfordert, 100 Ochsen transportieren können und die Frachten über die Gebühr hoch halten. Sie arbeiten fast das ganze Jahr hindurch und besorgen nebenbei noch den Warenfrachverkehr zu den kleinen Niederlassungen am Flusse, den obrajes, den Holzfällereien, und setzen dann noch das Vieh von der Paraguanseite des Flusses nach der Chacoseite über, wo besonders gute Weideplätze zum Fettmachen der Tiere existieren. Alte zahnlöse Kühe, die in Paraguay auf der Aussterbeliste stehen, vergnügen sich an den zarten Gräsern der Indianergebiete im Gran Chaco und kommen dann rund und fett nach Asuncion auf den Markt. Die Sehnen bleiben aber, und die Fremden klagen häufig über das fette und schlechte Fleisch Asuncions. Es ist eine Eigentümlichkeit Paraguays, seine Kühe besonders alt werden zu lassen. und hängt damit zusammen, daß das Land nach dem großen Kriege von Vieh entblößt war und neu besiedelt werden mußte.

Zur Schilderung der Verhältnisse des Viehtransports auf dem oberen Paraguay muß ich noch der jetzt verschollenen „Bolivia“ Erwähnung tun, deren ich mich nicht erinnern kann, ohne ihrer mit Wehmut und Lachen zu gedenken. Sie leistete den ersten Pionieren jener Urwaldzone unglaubliche Dienste, ihre Gestalt aber erweckte stets Lachen. Es war ein enorm großer Leichter mit vier Viehforralen auf Deck und Maschine, welcher 240 Ochsen auf einmal laden konnte. Alt wie Methusalem waren auch die beiden Maschinen, welche auf dem erwähnten Schiffe waren und ursprünglich dem Festlande angehört hatten. Das eine Rad konnte rückwärts gehen, während das andere vorwärts marschierte. Dadurch konnte sich der Koloss drehen. Zwei uralte Lokomotivesseln standen vorne auf dem Schiff und verschlangen so viel Holz daß das fauchende Ungetüm „El limpiador de las costas“, der Holzverschlinger der Küste, genannt wurde. Keine Tür, kein Ventil schloß mehr. Ueberall zischte es, fauchte es und rasselte es mit den langen Ketten, die über das Schiff geleitet waren, um das Steuer zu regieren. Oft genug gelang aber das Regieren nicht. Das Schiff war in ewiger Revolution, und fuhren wir manchmal anstatt geradeaus schräg in das Köhricht der Küste hinein, was natürlich ein unbändiges Lachen der Passagiere erzeugte. Schaden nahm es nie, da es nur 3 Fuß Tiefgang hatte und ganz flach gebaut war, groß und breit, wie die Schale einer Schildkröte. Die Dampfkessel konnten nur 25, bei Lebensgefahr 30 Pfund Druck halten, und waren mit Portland-Cement im Inneren gedichtet. Uebrigens will ich zur Bewahrheitung dieser Behauptung, nicht aber zur Nachfolge des Gesagten versichern, daß ich auch einen anderen Dampfer in Argentinien gekannt habe, welcher jahrelang seine Kessel mit Portland-Cement gedichtet hatte und dabei fuhr! Die Strompolizei war früher auf den Flüssen des La Plata-Stromgebietes minder scharf als heute. Wenn nun die „Bolivia“ landete und Holz einnahm, was alle 8—9 Stunden geschehen mußte, so genügten schon keine Holzschiffe mehr, sondern es

mußten ganze Balken, in Querbrocken geschnitten, geladen werden, die dann in das feurige Ungetüm von mehreren Mann geschoben wurden. Kein Wunder war es also, daß selbst die Urwälder nahe der Küste verschwinden mußten. Das Rauchen der Maschine, die ohne Kondensation arbeitete, hörte man bei stiller Nacht meilenweit, und weit sah man auch die Funkengarben, die der Schlot über die Urwaldgipfel ausspie. Den Indianern und Ansiedlern war sie aber stets willkommen. Sie schaffte Verdienst und nahm die Passagiere mit, die oft tagelang, wie Schreiber dieses, auf Erlösung nach langem Warten am Ufer gegessen hatten. Jetzt ruht sie sanft auf einem Felsenriff bei Arrecife, der Estancia des Herrn Jakob Peuser, dem oberen Paraguay gegenüber, und hat noch im Todeskampfe



136

Humaitá.

der Welt einen Dienst geleistet. Sie fuhr so geschickt auf das Felsenriff, daß sie die Passage des Engpasses völlig frei gelassen hat; ihr Körper aber dient als Wahrzeichen noch für spätere Jahre den kühnen Schiffern, die jene einsamen Indianergebiete befahren; er dient als Warnung den Unvorsichtigen und als Denkmal einer früheren Schiffsbauperiode.

Der Kapitän des „Pollux“ hatte durch die unmöglich gute Reparatur auf der Fahrt noch mehr Ungemach zu erdulden, als wir Passagiere, denn der Dampfer, früher eine Schildkröte, war jetzt eine Schnecke geworden.

Aber unsere Tiere fühlten sich ordentlich heimisch an Bord in den ehemaligen Salons. Ich mußte an das hübsche Lied der Gigerkönigin denken, als ich meine Kuh ansah, denn auch sie „bewegte sich im Salon“. Aber das Behagen der Tiere dauerte nicht lange. Ihre Gefährtin starb noch an Bord, an empacho, wie die Eingehheimischen sagten. Ich machte mit Francisco die Autopsie und fand das Futter unverdaut im Magen liegen, während die Eingeweide ganz leer waren. Jüngerer Rassevieh akklimatisiert sich auch in Paraguay bei einiger Mühe sehr gut, und sind auch alle jüngeren Tiere des Transports später gesund geblieben, drei der älteren starben aber weg, eine Erfahrung, die auch von anderer Seite gemacht wurde.

Endlich kamen wir nach Villa Concepcion und einen Tag später nach der Estancia „Tagatiya“ bei San Salvador. Die Tiere, Futterfäcke und Heuballen wurden glücklich gelandet. Francisco ging noch einige Zeit nachdenkend einher, dann machte er mir die Eröffnung, er habe darüber nachgedacht, daß den Tieren ein Name gegeben werden müsse, er meinte, man solle die Ueberlebenden nennen „Porongos“, (Kürbis), „Villa Rica“, „Princesa“, „Trampa“, (weil er Hornstöße austeilte), „Comilon“ (Vielfresser), „Francisca“, da er ja ein Francisco sei, und die ältere Kuh „vieja.“ Ich acceptierte.

III. Estancia Tagatiya.

Der Name Tagatiya, Mquidaban und andere der Gegend, stammen nicht von den Guaranis. Denn der Norden vom jetzigen Paraguay wurde ehemals von anderen Indianern bewohnt, die jetzt nach Brasilien verdrängt sind. Man behauptet, die Bugres von Motto Grosso hätten jene Gegenden ursprünglich inne gehabt. Der Tagatiya bei San Petrados, ungefähr unter 23° südl. Breite gelegen, ist gewiß einer der schönsten Waldbäche von Paraguay, obwohl nur ein kleinerer Nebenfluß des Paraguay. Sein Wasser ist in den oberen Waldpartien absolut klar und bei auffallendem Lichte bouteillen-grün gefärbt, wie die Gießbäche der Schweiz. Er kommt von den Kalksteingebirgen des Dr. Abente, einem Nachbar der Estancia, und erstreckt sich auf seinem Lauf von etwa 50 Kilometern durch die herrlichsten Urwälder, die Paraguay besitzt. Steinreich ist sein Bett, mit Kalkkieseln, Bergkrystallen, Achaten, Eisenkieseln und Chalcedonen gefüllt. Eine Forellenart bewohnt seine Gewässer, die aber nicht wie die europäische rote Tupfen hat auf der Bauchseite, sondern, als Eigentümlichkeit Amerikas, schwarz gepunktet erscheint. Sehr wohlschmeckend ist der Fisch, den Zoologen als einen Edelfisch der Forellenabteilung bezeichnet haben, und nur in diesem Flützchen, welches starkes Gefälle hat, gedeiht er. Die Ufer sind von herrlichen Palmwedeln, Bambus oder Tacuacas eingefaßt, welche 10 bis 12 Meter hoch, den Rand des Waldbaches umsäumen. Urwaldbäume folgen dann mehr im Innern. Der im Wasser nie vermodernde Uranday, der Lapacho, Pato de Rosa, der Incienso, dessen Rinde nach Vanille duftet, der Quebracho colorado,

jenes bekannte Gerbeholz, der Curupay, die leichten Schwimmhölzer Timbo und Pato boracho, aus deren Stämmen Kanoes gefertigt werden, sind die vorzüglichsten Bäume seiner Wälder. Wo der Tagatiya in den Paraguay fällt, stehen nur Palmenwälder, aber in seltener Großartigkeit, wie an der Küste überhaupt die Palmen in sechs Klassen, die schwarze, die rote, die weiße, die Pataypalme, die Pindopalme und die Cocopalme vorherrschen.

Verläßt man den Dampfer im Puerto Kemmerich, so sieht man bis zum Horizont nur Palmenwälder, deren Boden mit Gräsern der Klasse gramilla, canutillo, camalotilla bestanden ist. Die Erde ist rot gefärbt, es sind durch Eisen gefärbte Tonschichten, Sand und Mergel des Alluvium. Einige Hütten der Viehhirten stehen am Ufer, und ein Bootsmann besorgt den Empfang der Ankömmlinge. Häufig genug findet man auch am Ufer Indianer des Stammes der Mngaytës, die zu dem größeren Stamme der Lenguas gehören, und in freundschaftlichem Verkehr mit der Estancia stehen, und nur dann die Wälder des Chaco verlassen, wenn man sie herbeiruft, um Arbeiten zu verrichten.

Die Estancia liegt 20 Kilometer entfernt, im Innern, weil die Mosquitos die Flußküste während des Sommers sehr belästigen und gelegentliche Ueberschwemmungen die dem Paraguayfluß zunächst gelegenen Strecken der Weiden mit Wasser bedecken. Das Vieh zieht sich dann zurück.

Weiter im Innern ändert sich vollständig der Charakter des Landes, indem die Palme zurücktritt. Parkartig ist alsdann die Landschaft. Weite Grasflächen wechseln mit kleinen inselförmigen Wäldchen. Rindvieh weidet auf den Grasebenen, Hehe, kleine Hirsche und Strauße trifft man gelegentlich an. Die Estancia besteht aus einer Gruppe von drei Gebäuden für die Arbeiter, die Herrschaft und die Fremden, welche aus Palmen hergestellt sind und Zinkdächer tragen, die in den Tropen immer das regensicherste Dach geben. Pflanzungen von Bananen, Kaffee, Orangen, Citronen, Chirimoyas, Mandioca und Mais umgeben die Häuser.

Einfriedigungen für die Viehherden, Drahtzäune für die Pferde und Ochsen, Brunnen und tajarar zur Tränke der Tiere gehören zum Betrieb einer Estancia. In der Farm ziehen sich größere Waldungen hin, und weiter rückwärts kommen kleinere und größere Gebirgszüge zum Anblick.

Die Verbindung mit den Nachbarestancias wird durch Picados, (Waldwege, die man durch den Urwald geschlagen) hergestellt, und führen stets durch Bäche, die im Schatten hundertjähriger Bäume daherrauschen. Zu Dr. Abente führt ein zwei Kilometer langer Durchschlag, nach der nächsten Stadt, Villa Concepcion, der andere, nach San Salvador und dem Hafen geht der dritte und vierte Weg.

Die Tierwelt, die man dort beobachten kann, ist der seltsame Nasen- oder Ameisenbär, welcher ein trompetenartiges Maul mit ganz kleiner Oeffnung und einer wurmförmigen Zunge trägt. Er

hat keinerlei Zähne. Seine Verteidigungswaffe sind seine äußerst starken und scharfen Krallen, mit denen er Feinde umklammert und erdrückt. Ich hatte eines jener großen und seltsamen gezähmten Tiere zu Santa Elena, das mit geschabtem Fleisch täglich gefüttert wurde. Das über Schweinsgröße mächtige Tier gab meiner kleinen Tochter zum Morgengruße seine Pfote, es ließ sich streicheln und lieblosen. Aber die Fütterung machte zu große Schwierigkeit, da das Vieh sich alles in den Mund stecken ließ, so wie man ein Breifind füttert. Ameiseneier und Ameisen zu suchen, konnte ich meinen Hausbewohnern nicht zumuten. Wir gaben daher dem Hansi die Freiheit. Es dauerte aber nicht lange, so war er wieder in der Nähe des Hauses. Wir gingen ihn bewillkommen. Unter dessen war er in der Freiheit etwas verwildert und äußerte seine Freude des Wiedersehens so stark, daß er meiner Frau einen großen blauen Fleck in den Arm durch seinen Tagendruck erzeugte. Dann gaben wir den Hansi als einen verlorenen Sohn auf und sahen ihn nicht wieder. Nach den zoologischen Gärten Europas kommt dieses Tier äußerst selten, denn wer vermöchte es an Bord eines Seedampfers mit eingemachten Ameiseneiern zu füttern? Das Tier trifft man aber häufig genug im Freien an, wie es gewissenhaft alle Ameisen- und Termitenhügel untersucht, mit seinen Krallen in die fast felsiharte Erde eine Oeffnung gräbt und mit Wohlbehagen seine flebrige, $1\frac{1}{2}$ Fuß lange, bandförmige Zunge in pfeilschnellem Spiel in die Tiefe sendet und über und über bedeckt mit Ameisen, junger Brut und Eiern wieder zurückzieht. Es muß einen guten Magen haben, um so scharfe und ätzende Nahrung zu verdauen.

Eine große Seltenheit ist am Tapatipä die *Tatu carreta*, das Riesengürteltier, ein Ueberbleibsel der früheren gigantischen Tier-species der La Plata-Länder. Zoologen, wie Dr. Bohl's aus Hamburg und Professor Dr. Auesitz aus Asuncion, ein geborener Unger, kamen eigens hierher, um ein Exemplar einzufangen. Man muß zu diesem Behufe bei mond hellen Nächten an seinen Erdlöchern lauern. Er kommt dann heraus, um sich Nahrung zu suchen.

Ein anderes interessantes Tier jener Gegend ist der *Tapir*, der mit seinem rüßelförmigen Kopf an ein Elefantenthiere erinnert. Er ist sehr scheu und wird seines Fleisches wegen, und vor allem wegen seiner dicken Haut gejagt. In Paraguay werden Peitschen, Zügel und Zaumzeug aus seiner fingerdicken Haut geschnitten, mit silbernen Ringen und Einfassungen versehen und dauern dann auch lebenslang.

Sehr häufig findet man *Bisam*schweine in großen Rudeln im Walde. Schießt man eines derselben nieder, so hat man es mit dem ganzen Rudel zu tun, denn sie halten auf Corpsgeist und stehen sich gegenseitig bei, indem sie den Jäger umringen und angreifen. Dies hat manches Gute für sich, denn man kann so 10 Stück und mehr schießen, ohne daß die übrig bleibenden weglaufen. Kolonisten unserer Gegend kamen einmal in der Tat mit 10 Stück nach Hause, womit sie ihre Pferde beladen hatten, indem

sie selbst zu Fuß gingen. Ich schoß einmal einen hübschen Keiler als er eben den Paraguafluß durchschwommen hatte. Er wog ausgenommen 75 Pfund und sein Fleisch schmeckte als Spießbraten zart und vorzüglich. Man muß aber sofort die Bisamdrüse, welche auf dem Rücken in der Kreuzgegend liegt, ausschneiden, denn sie enthält eine übelriechende Schmiere, die an Bocksgeruch erinnert und das Fleisch ungenießbar macht, wenn es mit ihr in Berührung kommt. Eine Hauptsache für den Jäger ist, daß er einen Baumstumpfen oder Stamm in der Nähe weiß, auf den er sich zurückziehen kann, wenn das Rudel ihn angreift. Auf Meterhöhe ist er dann vollkommen sicher.

Eine große Hirschart zeichnet noch den Tagatiya aus, der *Cervus paludicus* der Zoologen, der sich stets in der Nähe von Sümpfen aufhält. Er frißt mit Vorliebe Wasserpflanzen und war ehemals sehr zahm. Ich zählte einmal ein Rudel von 17 Stück in der Nähe der Palmwälder am Flusse. Jetzt haben die Indianer und Jäger damit so ziemlich ausgeräumt, obmohl das Jagen verboten war. Man kann aber stets Felle zu wohlfeilestem Preise von 1 bis 1½ *g* (1 bis 2 Mark) pro Stück erhalten. Die Indianer lieben nämlich sein Fleisch leidenschaftlich, und die armen Nothäute sind ja auch auf ihn, den Straußen, das Wasserschwein und auf den Genuß der Krokodile angewiesen, die sie im Schlafe mit Steulen erschlagen und als Spießbraten zubereiten, wie ich so häufig beobachtete.

Außer den genannten Tieren beherbergen die Wälder eine Menge wertvoller Jagdtiere der Hühnerarten. Das Waldhuhn, der Kasan, Jacu und der wilde Truthahn (*pavo del monte*) sind für den Jäger die wertvollsten. Affen in großer Zahl, Papageien, Aras, Flamingos an den Sümpfen, wilde Enten, Gänse und gelegentlich auch der prachtvolle Schwan mit schwarzem Halse und blutrotem Kopfhelm, Reiher, Störche und Jacabuts an den Flüssen vervollständigen das reiche Tierleben in der Umgegend des Tagatiya. Für den Jäger eine große Auswahl! Will man sich dem Jagdsport hingeben und macht man sich nichts aus Anstrengungen, Hitze und harter Kost, so geht man am besten mit einem befreundeten Maziken der Indianer zur Jagd. Die Indianer jagen meist in der Sonnenhitze, weil sie behaupten, daß das Wild dann sorgloser und kopfloser sich benähme, als wie in der Morgenfrische, und sie mögen recht damit haben. Am bequemsten und empfehlenswertesten ist es, sich in einem Kanoe von ihnen langsam längs der kleinen Nebenflüßchen des Paraguay rudern zu lassen. Man kann dann geräuschlos sich dem Wilde nähern und auch am ehesten einen Jaguar zu Gesicht bekommen, der am Flusse fischt oder den Wasserschweinen (*copybara*) nachstellt. Kann man die *Felis onca* nicht sicher durch einen Schuß töten, so läßt man besser den Jaguar in Ruhe, denn er ist das gefährlichste Tier Südamerikas und greift unfehlbar den Jäger an, wenn er nur verwundet wurde, anstatt auf dem Fleck getödet zu werden.

Wir haben hier einen Kaziken, dessen ganzer linker Arm vom Jaguar abgefleischt wurde und trotzdem mit dem Leben davon kam. Der Indianer fürchtet daher auch den yaguaretè sehr und greift ihn nie mit Pfeil und Bogen an. Er legt ihm Fallen oder sucht ihn mit der Kugel zu töten, wenn er so glücklich ist, eine alte Flinte zu besitzen. Der Silberlöwe (Puma) ist für den Menschen gänzlich ungefährlich, er tötet aber Fohlen, Schafe und Kälber.

An Schlangen kommen die Klapperschlange, die Korallenschlange und die gelbbraune Jacaranda vor, aber nicht häufig. Seitdem der Dr. Vacerda in Rio Janeiro das berühmte Gegengift gegen Giftschlangen entdeckt hat, das in übermangansaurem Kali besteht, welches unter die Haut in der Nähe der Bissstelle eingespritzt wird, hat man weniger Furcht vor Giftschlangen als früher. Auf der Estancia hält man dieses Mittel vorrätig, sowie auch Subkutansprizen. Todesfälle sind mir seitdem nur noch beim Vieh bekannt geworden. Pferde und Kühe werden beim Grasfen manchmal ins Maul gebissen, das alsdann unsörmlich anschwillt. Einmal haben wir eine Kuh gerettet, da wir frühzeitig dabei waren. Menschenleben mit übermangansaurem Kali zu retten, gelang uns mehrmals in Entre Rios, obwohl sich schon Blutsflecke und unsörmliche gangränöse Anschwellungen an den Gliedern der Arbeiter gebildet hatten, die von der Kreuzotter gebissen worden waren. Man giebt das Mittel gleichzeitig auch innerlich in schwacher mehrprozentiger Lösung. Es ist ungefährlich, nur schmeckt die veilchenblaue Lösung widerlich. Alkohol in großen Dosen, womöglich mit heißem Wasser, um Schweiß zu erzeugen, unterstützt unzweifelhaft die Kur und hebt die Herztätigkeit, die nach Schlangenbiß durch dessen Einwirkung auf die Nervencentren und insolge der Blutzersehung sehr darniederliegt.

Die Schrecken vor Giftschlangen und Jaguaren existieren mehr in der Phantasie der Fremden als der Einheimischen, da man sich dagegen zu schützen weiß. Schlangen kommen in vermodertem Gehölz und an unsauberen, von Unkraut überwucherten Orten vor. Sie beißen aber nur, wenn man auf sie tritt oder sie angreift. Jaguare existieren in dichtem Schilfröhricht und an einsamen, stillen Flüssen, die mit dichtem Unterholz bewachsen sind. Man geht aber nicht hinein, ohne Lärm zu machen, dann flüchten sie. Eine bekannte Tatsache ist es in Paraguay, daß, sowie eine Estancia gegründet wird und Menschen und Hunde den Kampf häufig durchqueren, die Jaguare auswandern und sich nach dem Gran Chaco, jenen unendlichen Indianergebieten westlich vom Paraguayflusse, zurückziehen.

Wir haben noch zwei berühmte Tigerjäger hier, Casanova und Guillermo Oscari, zwei beherzte Spanier, deren jeder 25 oder 30 Stück Jaguare in früheren Jahren getötet hatte. Ich habe mir häufig die Methode erzählen lassen. Sie sagen, Jaguare zu jagen ohne Hunde ist Wahnsinn, mit 5 bis 6 Hunden hingegen ungefährlich. Wird derselbe von Hunden umringt, die sich natürlich

hüten, anzugreifen, sondern ihn nur anklaffen so fühlt er sich ungemütlich, saucht wie eine Katze, schlägt mit der Zunge nach diesem oder jenem, und zieht sich unfehlbar auf den nächsten Baum zurück, indem er in langen Sprüngen einen solchen zu erreichen sucht. Hier lauert er auf einem Ast, während die Hunde den Baum wütend und bellend umgeben. Nun nähert sich der Tigerjäger gefahrlos bis auf 15 Schritt, weiter soll man nicht schießen — und jagt ihm nun sicher bei kurzer Distanz eine Kugel aus dem *Lefaucheur*-Gewehr, Centralfeuer oder Büchse in den Kopf, zwischen die Augen, ins Ohr, gerade in den Hals, die den Rückgrat zerschmettert, oder ins Herz. Andere Schüsse sind zwecklos. Lungenschüsse oder Rauchschüsse töten nicht sofort. Fällt dann der Tiger — hier Jaguar genannt — so machen die Hunde dem Schwerverwundeten den Garauis, oder man kann mit einem Spieß ihm den Gnadenstoß versetzen, da die Hunde dann nicht mehr ruhig schießen lassen.

Gelegentlich aber geht es doch nicht so programmäßig ab. Casanova kämpfte einmal nur mit einem Dolchmesser gegen einen mächtigen hochauferichteten Tiger, welcher einen Arbeiter an der Kette gefaßt und ins Dickicht geschleppt hatte. Die Riesenstärke des Mannes erlahmte schon, als er seine Rechte frei machen konnte und durch Dolchstöße das Tier tötete.

Wahr bleibt es immer, wer Tiger jagen will, muß zu sterben wissen! Die Methode, welche Ehlers auf seinen Reisen „An indischen Fürstenhöfen“ beschreibt, wie man bengalische Tiger tötet, scheint mir weniger gefährlich, denn dort sitzen die Jäger auf hohen Elefanten und haben einen Büchsenspanner hinter sich, und die klugen Dickhäuter fangen häufig genug die wilde Bestie mit ihren Fangzähnen ab, oder treten sie tot.

Es gilt als eine unumstößliche Tatsache in Paraguay, daß der Puma, ehe er durch den Schuß getötet wird, Tränen vergießt. Ich erkläre mir dies so, daß die Tränenrüse des Tieres bei der Fixierung fluge in fluge das Wasser übertreten läßt, weil der Lidschlag, der die Tränen fortpumpt, momentan aufgehoben ist. Man braucht dabei nicht an eine Fabel zu denken. Daß der Puma ebenso den Jäger fixiert, wie der letztere ihn, ist erklärlich.

Nun zu dem Leben auf der *Estancia* zurückkehrend, wird man manche Abweichungen von dem in Argentinien bekannten Betrieb bemerken, die auf das Klima und örtliche Verhältnisse zurückzuführen sind.

Das Vieh ist außerordentlich zahm, weil die eingeführten Massen aus Brasilien kommen, wo man den Tieren fast ausnahmslos monatlich ein bestimmtes kleines Quantum Salz verabreicht. Das Vieh brasilianischer Provenienz läuft dem Fremden geradezu nach, wenn er sich den Salzleckstellen nähert. Das sieht gefährlich aus, wenn, wie es mir passierte, hunderte gehörnter Wiederfäuer auf einen zukommen, als sollte man Spießbruten zwischen ihren Hörnern laufen. Eine Handbewegung verscheucht sie aber, hingegen der Ruf „tuh, tuh, tuh“ lockt sie an.

Das argentinische wildere Criollo-Vieh aus Corrientes ist im Norden Paraguays geradezu verpönt. Niemand will es haben, weil es als wildes viel zu viel zu schaffen macht und von geringerer Rasse ist, wie das Bergvieh aus Matto Grosso, das mit seiner schwarzweißen Färbung an holländisches Milchvieh erinnert.

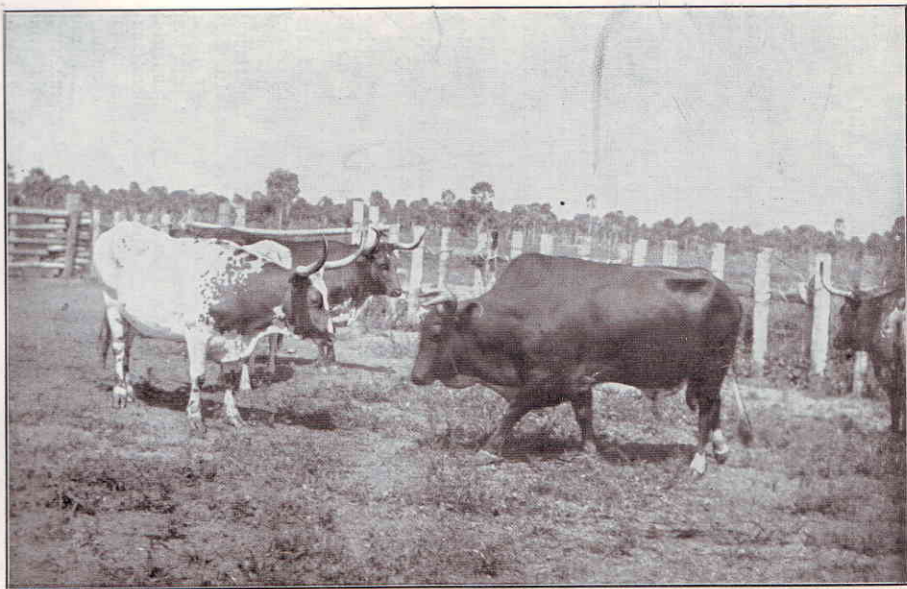
In der Tat ist zur Zeit des brasilianischen Kaiserreichs häufig holländisches Zuchtvieh eingeführt worden, das sich bei vorzüglichen Weiden, fließendem Wasser und feinem Gräsern als Landesvieh akklimatisiert hat. Fast alles Vieh im Norden Paraguays, der im Lopez'schen Kriege ja auch verwüstet wurde, ist so wieder von Brasilien neu eingeführt worden, während der Süden des Landes die neue Bestockung aus der argentinischen Provinz Corrientes und Missiones entnahm.

Die Zähmheit des Viehes erlaubt es, die meisten Arbeiten mit dem Lasso zu Fuß vorzunehmen, was in Argentinien unmöglich ist. Dies ist ein Glück für das Land, weil Pferdezucht kaum betrieben wird, und außerdem die viel gefürchtete Krankheit mal de caderas, Kreuzlähme der Pferde,*) nie eine größere Pferdezucht aufkommen läßt. Pferde sind daher recht kostbar in Paraguay oder wenigstens doppelt so wertvoll wie in Argentinien. Während man dort heute noch vorzügliche Arbeitspferde für 40 bis 50 Mk. per Stück kaufen kann, und Zuchtstuten sogar nur zu 10 bis 20 Mark, kosten weniger gute Tiere hier 80 bis 100 Mark und in Matto Grosso noch 20% mehr, da dort die Pferdefrankheit noch häufiger und heftiger auftritt. In den letzten Jahren hat sie nachgelassen. Man schreibt dies der Methode zu, den Pferden nach anstrengender Arbeit Salz und Schwefelblüte zu geben, was als ein der Krankheit vorbeugendes Mittel gilt. Hoffen wir, daß es so sei! Die brasilianische Regierung hat eine Prämie von 8 10,000 ausgesetzt, die derjenige erhalten soll, der ein sicheres Mittel dagegen erfindet.

IV. San Salvador.

Auf einer felsigen Anhöhe gegenüber den schweigsamen Wäldern des Gran Chaco, liegt inmitten einer üppigen Tropennatur San Salvador, wie ein Märchen aus verschwundener alter Zeit. Der Paraguayfluß rauscht um die Felszacken, die im Flußbett aus

*) Die Kreuzlähme ist in den letzten Jahren nicht mehr mit besonderer Heftigkeit aufgetreten. Ich sah auf meiner Reise im Norden des Landes eine große Zahl Criollos (im Lande selbst gezogene Tiere). Die Estancia „Santa Luisa“ der „Foncière du Paraguay“ hat einen bedeutenden Bestand an Zuchtstuten und Fohlen und hat in letzter Zeit keine Verluste an mal de caderas gehabt. Die Fohlen erfordern nach der Geburt besondere Fürsorge, da sie von einer Schmeißfliege zu leiden haben, die ihre Eier in die Wunde des Nabelstranges legen, was bei mangelnder Pflege den Tod des Tieres zur Folge haben kann. — Auch Matto Grosso hat zur Zeit einen guten Pferdebestand, doch erlaubt das drohende Gespenst der Krankheit keine Vergrößerung der Pferdezucht.



Chinobulle und Franqueirafühe.

68

dem Wasser ragen und eine gewaltige Dornenhecke, so üppig wie sie nur die Tropen erzeugen, deckt die verlassene, im Kriege verbrannte Stadt, als wollte sie das Eindringen der Menschen verbieten, und die Leiber der Getöteten bewachen, die hier begraben liegen. 6000 glückliche Menschen bewohnten einst die so romantisch gelegene Stadt und ihre Umgebung. Alle sind umgekommen, nur 2 oder 3 Menschen leben noch, die die Verlassene einst gesamt und bewohnt haben. Es war in jenem schrecklichen Kriege, den Lopez entzündet, und in dem vier Fünftel der Bevölkerung von Paraguay untergingen. Ueber 300 000 Menschen kamen in den 4 Jahren des Krieges um's Leben, weniger durch Blei, als durch Cholera, Dysenterie und die schrecklichste Hungersnot. Man findet noch bisweilen Menschen in Paraguay, welche die Katastrophe durchgemacht und sich 3 Monate lang in den Wäldern von wildwachsenden sauren Orangen ernährt haben. In den Körpern sind die Drangsale, welche sie überstanden, nicht spurlos vorübergegangen. Sie sehen heute noch als ältere Leute wachsbleich, mager und sehr erregt aus. Damals war San Salvador ein wichtiges Nahrungs-Depot des Heeres, denn die Umgegend lieferte auf den Kolonien und Staatsländereien Unmengen Mandioca, Mais, Tabak Zuckerrohr und Gartenfrüchte, und versorgte bis Humaita hinunter die Kämpfenden mit Nahrungsmitteln. Seine vorzügliche Lage am Flusse, die ganz frei ist von Ueberschwemmungen, erlaubt während des ganzen Jahres das Anlaufen von Barken, während die übrige Küste von Paraguay, im Norden von Asuncion, ziemlich sumpfig ist, und nur bei Villa Concepcion und oberhalb eine leichtere Verschiffung ermöglicht.

Da brachen im Kriege bewaffnete Indianerbanden von Brasilien ein, vertrieben und töteten die Einwohner und legten Feuer an die Stadt.

Es ist ein wehmütiger trauriger Anblick, wenn man heute durch deren Straßen reitet, in denen man recht gut noch lange Häuserreihen erkennen kann, durch die zahlreichen Pfosten und das verkohlte Gebälk, die aus üppigen Dornenhecken in den blauen Himmel ragen, erkenntlich. Man findet dort noch seltene Blumen, die in unveränderter Pracht weiter blühen, als wenn nichts geschehen wäre. Besonders sind es schöne Opuntienarten, die hier feuerrote Blüten treiben und eine Art, deren platte fleischige Blätter Luftwurzeln mit jungen Pflanzen treiben und sich dadurch vermehren. Nimmt man solche Teile der Pflanzen mit und nagelt sie an die Wand, so treiben sie sofort Luftwurzeln und neue kleine Pflänzchen an der Peripherie des Blattes, während das Mutterblatt verwelkt, indem es seinen Saft hergibt. Zahlreiche Orangenbäume, Zitronenbäume, auch Kaffeestrauch gab es dort vor Jahren, die aber in dem letzten Jahrzehnte mangels Pflege abgestorben sind und durch Feuer, dem sie früher entgangen, jetzt zerstört wurden. Die Kampfffeuer, welche die Indianer, die von Chaco in ihren Baumstämmen herüberkommen, anlegen, dringen immer wieder von Neuem in das grüne

Dornengehege der verlassenen Stadt vor und zerstören jährlich noch Reste des Vorhandenen.

Eine weiß getünchte große Kirche mit rotem Ziegeldach und nebenstehendem Glockenturm, und das Gebäude einer mächtigen Kaserne, die 60 Meter Front hat, stehen noch heute und sind noch ziemlich erhalten. Aber die Glocken sind verschwunden, das Inventar ist geraubt, aus allen Fensternischen hat man das wertvolle Eisen ausgebrochen und die Türen ganz weggenommen, damit man das Metall sicherer habe. So sind nur noch Holzbalken, Luftziegel von vorzüglicher Güte, alte mächtige, rote Dachpfannen und Steine übrig geblieben. Das Eisen ist von den Indianern, die hier seit Jahren eine Hauptburg hatten, zu Pfeilspitzen und zu Speeren verarbeitet worden. Die Wände der Kirche und der Reiterkaserne sind mit graffiti, Zeichnungen der Indianer, übersät, die hier Dampfschiffe, Tiere und Menschen in rohen kindlichen Formen abbildeten.

Man findet noch mit Kiesel bestreute Fahrwege, die nach dem Hafen hinabführten; der letztere ist aber teilweise versandet, indessen oberhalb und unterhalb der Stadt noch tief und zugänglich für Dampfer und größere Schiffe.

In der Kaserne stehen noch die schön behauenen Holzpfosten zum Aufhängen der Hängematten der Soldaten; auch sah ich noch vor ein par Jahren die Reste des Küchengebäudes und des Gefängnisses, sowie den Seitenflügel des Hauptgebäudes der Kaserne, das früher die Form eines großen Vierecks von je 60 m Quadrat hatte.

Seit Jahrzehnten holten aber die Ansiedler aus der ganzen Umgegend, wenn sie schönes trockenes Bauholz haben wollten, solches aus San Salvador, wo behauene tadellose Balken aus Lapacho- und Urundayholz in Menge umherlagen, ja Ziegel und Dachpfannen wurden von dort ausgeführt. Die sämtlichen Gebäude aus Lopez'scher Zeit zeichnen sich durch große Solidität und vorzügliches Material aus. Das unverwetterbare, mahagoniartige, rote Urunday und das gelbe Lapachoholz suchen ihres Gleichen, da sie mit der Zeit verfiessen und härter werden, aber auch in 50 Jahren im Regen und an der Sonne weder faulen, noch rissig werden; ein bis heute unaufgeklärtes Rätsel.

So wird San Salvador, dessen Umgebung auch noch viele taperas (verlassene Wohnsitze) enthält, wohl noch für lange Zeit unbewohnt bleiben, obwohl es einer der schönsten Küstenpunkte des Landes ist. Heute gehört es nebst Umgebung der englischen Gesellschaft „Paraguayan Land Company“, die, als sie mit Plantagenbau auf Oelsamen (Pecanus und Mani) am Philcomayo im Chaco Flaso machte und viel Geld verloren hatte, nun auch San Salvador nutzlos und verwildert liegen läßt.

Möchten sich doch Menschen finden, um die Stadt mit ihrer vorzüglichen Lage zu besiedeln, damit diese verlassene Küste, die noch auf allen, auch den kleinsten Atlanten Südamerikas als eine Stadt figuriert, die sie längst nicht mehr ist, aus ihrem Schlummer erweckt würde. Der Dornenwald, der sie umgiebt und das Eindringen sehr

erschwert, erinnert unwillkürlich an das Märchen eines Dornröschen, das hier seit 30 Jahren schon seinen Schlummer hält.

V. Die Arbeiterverhältnisse im oberen Paraguay,

Die Arbeiterverhältnisse im oberen Paraguay bilden den corner, an dem schon viele Unternehmen gescheitert sind und noch viele scheitern werden, unter denen der Fremde oder Eingewanderte, der die Sprache der Guaranis nicht spricht, viel mehr leidet, als wie der Eingeborene. Sie lassen sich einigermaßen vergleichen mit der Schwierigkeit der Träger-Beschaffung in Afrika. So wie man liest, dieser oder jener Reisende mußte sein Vorhaben, weiter vorzudringen, aufgeben, weil er keine Träger aufreiben konnte, so mußte auch hier so Manches aufgegeben werden, weil keine Arbeiter zu beschaffen waren, oder die beschafften ihren Herrn gerade im Stiche ließen, als er ihrer am nötigsten bedurfte.

In Villa Concepcion, dem Hauptarbeitsmarkt des Nordens und dem Ausgangspunkte für die Verbales, bekommt man zunächst keinen Arbeiter, ohne ihm 100 Patacones Vorschuß zu geben, was für fünf oder vier Monate Lohn für den Peon zu Pferde ausmacht, da er 20 oder 25 Patacones verdient. Der Papier-Patacon ist zur Zeit in Paraguay nur 65 oder 70 Pfennige wert, so daß demnach der Viehhüter auf den Estancias etwa 16 Mark monatlich verdient. Dies ist nicht viel und entspricht bei freier Kost nur einem Tageslohn von 60 Pfennigen, aber der junge Mann leistet auch nicht viel. Man hat versucht die Löhne zu erhöhen, um die paraguayer Arbeiter anzuspornen, aber mit kaum nennenswertem Resultate. Verlangt man von so einem Reiter, — der meist jämmerlich zu Pferde sitzt — eine Arbeit zu Fuß, so erklärt er, daß er Peon „Estanciero“ sei und das nicht seine Verpflichtung sei. Kleinere unbedeutende Berrichtungen im Garten oder im Hause versieht er bisweilen noch das eine oder das andere Mal, aber ersichtlich mit Unlust mindestens in der Erwartung, dafür etwas „extra“ zu erhalten; ein Schlüßchen Schnaps, ein Par Cigarren, eine Schachtel Streichhölzer, die bei ihm eine große Rolle spielen, oder sonst etwas Begehrenswertes.

Man sieht sich also veranlaßt, will man pflanzen oder Erarbeiten machen, bauen u. s. w., Leute zu Fuß zu engagieren,* die dann teurer sind, sicherlich nicht reiten können, und* 30 Patacones Monatslohn verlangen. Aber auch die teure Sorte hat Angst vor zu vielem Arbeiten. Von selbst geht man selten zur Arbeit. Der Herr sieht sich genötigt, den Arbeiter zum Tagewerk häufig genug abzuholen, gleichsam einzuladen oder aufzusuchen. Er findet ihn dann in einem Winkel Mate schlürfend, oder die Zeit verschlafend, und geht dann, angefahren, langsam, schweigend und ziemlich mürrisch, aber niemals freudig, in schleppendem Gang zur Arbeit.

Nur zur Arbeit des Tanzens geht er sehr freudig und schnell. Bei großer Hitze sah ich manchmal die Paare vier bis fünf Stunden ohne Unterlaß ihre Muskeln gebrauchen, was bei der Arbeit niemals geschah. Bei Letzterer wurde jede Stunde gewissenhaft ausgeruht, alle halbe Stunde ging man zum Wassereimer und trank mit dem Behagen wie der Münchener sein Löwenbräu, in fünf oder sechs Zügen das kühle Wasser. Recht langsam ging es dann wieder an die Arbeit. Aber diese wurde nicht etwa gleich begonnen, sondern erst noch eine kleine Cigarre geraucht, vom Nachbar Feuer erbeten und in Guarani sich unterhalten und gelacht. Der Fremde mag dabei aus der Haut fahren, er wird leicht heftig und jagt die Arbeiter zum Teufel. Aber er tut es nur einige Mal im Anfange seiner Lehrzeit. Jagt er die Leute fort, so kann er sein Pferd satteln und in der zwanzig Meilen entfernten Stadt sich neue holen. Draußen giebt es keine. Der Aufenthalt und das Hotel kostet ihm vielleicht 100 Patacones; dann geht das Suchen los und nach acht Tagen kommt er vielleicht mit drei oder vier anderen — aber noch schlechteren — zurück. Zu den halb verlorenen Vorschüssen der zuletzt Engagierten, kommen nun die neuen Vorschüsse der noch schlechteren neuen Peone.

Man hat versucht, Leute von unten, also von Asuncion oder Corrientes herauf zu bringen, aber selten mit gutem Erfolg. Bei zwar geringeren Vorschüssen kommt aber die Dampferpassage hinzu, und manche Angekommenen behaupten nach einiger Zeit, ihre Tante oder Mutter sei krank geworden und sie müßten zurück. Geht man der Sache auf den Grund, so gesteht der Peon, „patron no me hallo aqui“, ich fühle mich hier nicht heimisch, er geht zurück, oder er rückt aus. Also wiederum Verlust des Vorschusses und der ziemlich hohen Passage. Unter diesen Schwierigkeiten hat man den harten und ausdauernden Italiener hinausgebracht, der reichlich doppelt so viel arbeitet, wie der bessere Paraguayer, nun aber mindestens bei freier Passage aufwärts, und nach einem Jahre höchstens auch abwärts, den vierfachen Lohn fordert. Man zahlte ihn willig in vielen Fällen, aber nun kam der Haken der Kost und manches Andere dazu. Der Italiener verlangt Mehl, Olivenöl, Nudeln, Zwiebeln, Wein womöglich, alles Dinge, die im oberen Paraguay außerordentlich teuer und schwer zu beschaffen sind. Argentinisches billiges Mehl und Nudeln zahlen sehr hohe Zölle. Zwiebeln ißt der Paraguayer nicht, und was er ißt, Mandioca, loero, charque, dulce schmeckt wieder den italienischen Arbeitern nicht, so daß letztere — will man sie durchaus haben — eine besondere Küche führen müssen.

Das Ende von dem tristen Liede der Arbeiterfrage in Paraguay ist, daß der Eingewanderte lernt, sich mit den Landeskindern zu helfen und sich den Verhältnissen anzupassen, wie Darwin und die Natur lehrt. Man kommt dann zu dem Schluß, daß diese Menschen in der bei vielen großen Fehlern auch gute Eigenschaften haben,

was der Ankömmling vollständig zu übersehen pflegt, und erst der Gereifere einfieht.

Die meisten paraguayer Arbeiter sind nicht allein träge, sondern erben auch von der Elster das Stibitzen, wie es deren Lust ist. Mein Gärtner, dem ich die Früchte des Gartens anvertraute, — die Erstlinge an Bananen — hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese einzuheimsen und in der Krone eines Orangenbaumes zu verbergen. Er war nicht allein Elster, sondern Hamster. Als ich eines Tags „Benigno“ (der Wohlwollende) rief, um ihm zu zeigen, wie man die Stämme der Orangenbäume ringelt, damit sie mehr Früchte tragen, bemerkte ich den Raub, und stellte ihn zur Rede. Stumm mit niedergeschlagenen Augen hörte er meine Worte, und



Peone auf der Estancia des Hrn. Dr. Kemmerich.

— besserte sich. Als ich einen andern Benigno zu Pferde mitnahm, um mir $\frac{1}{4}$ Sack Orangen, die für eine größere Reise bestimmt waren, nachzutragen, konnte ich bereits am andern Mittag nicht mehr ein einziges Exemplar der goldenen Früchte erlangen; ich mußte ihn, den ungetreuen Verwalter, mit seinem leeren Sack heimsenden. Selbst die Köchin nahm aus dem Kochtopf die besseren Speisen, als welche sie Pflaumen Backobst und Süßigkeiten ansah, so daß diese Dinge nur in stark reduzierter Quantität zu Tisch kamen, Zucker war ihre Leidenschaft. Abends gefüllte Dosen waren Morgens halb leer, und als ihr dieses Naschwerk durch Verschuß gelegt wurde, kam sie um Zucker zu kaufen. Die Weiber schleppen

diese Süßigkeit in ihre Hütten, um beim nächsten „Ball“ Verwendung zu finden.

Messer sind beim männlichen Geschlecht der größte Anziehungspunkt zum Stibizzen. Ich fand mein Tischmesser in dem Gürtel eines Arbeiters, der sich eine Spitze daran geschliffen hatte

Gingegen kommt es kaum vor, daß ein Arbeiter Geld stiehlt. Größere Summen kann man getrost von einem bekannten Menschen da oder dort hinbringen lassen, er wird sie nicht berühren, sie haben auch für ihn kaum einen Wert, da er in der Wildnis nichts damit anfangen kann, und man in der benachbarten kleinen Stadt seiner bald habhaft werden würde. Was man unter Raub versteht, das gewaltsame Abnehmen, kommt äußerst selten vor, ebensowenig Todschlag, es ist eine wirkliche Ausnahme.

Zur Ehre des vielleicht zu sehr verschrieenen Landes und seiner Bewohner sei gesagt, daß der Paraguayer ein durchaus friedfertiger Mensch ist, der sich so gut wie nie einer Gewalttat schuldig macht. Die Sicherheit für Gut und Leben ist daher in Paraguay eine vielleicht größere wie in irgend einem Lande der Erde. Wer zum Beispiel in der benachbarten Provinz Corrientes seine Familie nicht ohne sicheren männlichen Schutz allein auf der Estancia lassen möchte, wegen der ewigen Messeraffären, kann dies in Paraguay unbesorgt tun.

Man kann sein Haus abschließen und allein lassen, Niemand wird es erbrechen. Der Paraguayer Peon ist „ratero“, Rächer, kleiner Dieb, aber in großen Sachen unbedingt ehrlich, und vor allem friedfertig. Den Revolver braucht man wohl nie, ebensowenig das Messer, obwohl man beide Waffen wegen des Schutzes gegen Tiere, mehr als wie gegen Menschen, stets, wenn man reist, bei sich trägt. Der Arbeiter leistet, wenn man ihm genau nachrechnet, kaum eine Arbeitszeit von fünf bis sechs Stunden voller Arbeit, aber das Folgende ist auch wieder ein Vorzug: er ist nämlich unglaublich genügsam. Logis braucht er überhaupt nicht; irgend ein Winkel unter Dach genügt ihm zur Lagerstätte, wo er die Nacht in seinem Poncho gehüllt, auf harter Holzbank oder Erde hingestreckt zubringt. Seine Kost ist ebenso einfach. Mais und jeden Tag Mats, mit getrocknetem Fleischstriemen zu dem Nationalgericht, loco, gekocht, bilden nebst Mandioca seine einzige Kost. Daneben Mate in kaltem Aufguss, dem sogenannten „tereré“, und die Küche ist fertig. Der Genuß von Tabak ist natürlich selbstverständlich. Er kauft sich diesen von seinem Herrn nebst Wachsstreichhölzern, Kleidungsstücken u. s. w. und ist im Ganzen ein zufriedener Mensch, wenn man ihn nicht durch zu starke Arbeit peinigt oder seine Siebta ihm rauben will. Nach 11 Uhr Morgens ist die Hauptarbeit des Tages zu Ende, dann nimmt er das zweite Frühstück (das erste um 7 Uhr Morgens), und nun ruht er bis 2 Uhr im Winter, im Sommer aber bis 3 Uhr, manchmal 4 Uhr. Was dann noch vor Sonnenuntergang geschieht, ist mehr Beiverk als reelle Arbeit.

Bei der geringen Arbeitsleistung und den sehr mäßigen Anforderungen, die dementsprechend der Fremde auch nur an ihn stellt, ist es dennoch sehr schwierig, Arbeiter in größerer Zahl zu bekommen, und hieran sind so manche Unternehmen gescheitert, die auf Ackerbau oder Plantagenbau beruhen. Fast alle Unternehmen, die Fremde gründeten, um im großen Styl Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kamie, Delfruchte (wie Ricinos, Mani) zu erzeugen, sind gescheitert, obwohl das Land im Ganzen äußerst fruchtbar ist und alle subtropischen Gewächse bei Arbeit und Ausdauer vorzüglich gedeihen. Bei der Leichtigkeit, sich im Lande zu ernähren, hat der Eingeborene kein Bedürfnis, stark zu arbeiten, überall wird er gern aufgenommen, auch wenn er nur minimale Arbeit leistet. Erst wenn er sich mehr Bedürfnisse angewöhnt hat, und das gute Beispiel einer eingewanderten fleißigeren Rasse vor Augen hat, wird der Paraguayer Arbeiter mit der Zeit besser. Es nimmt auch die Bevölkerung mit der Zeit zu und dann muß sie mehr arbeiten, um sich zu ernähren.

Die großen Yerbales oder Teewälder in Villa Concepcion ziehen die besseren und leistungsfähigeren Arbeiter sämtlich an sich und geben ihnen außerordentlich hohe Vorschüsse, die dann in wildem Freudentaumel verjubelt werden, ehe die Arbeit beginnt. Ein als tüchtig bekannter Arbeiter bekommt 700, 800, selbst 1000 Pesos Vorschuß unter Abschluß eines Kontraktes vor dem Friedensrichter, ehe er in die Yerbales von Villa Concepcion zieht, die 50 Meilen landeinwärts liegen. Ein Entinnen aus den Yerbales ist nicht möglich und wird auch nicht versucht. Es wird dort von den großen Unternehmern ein Polizeikommissar mit bewaffneter Macht unterhalten, angeblich um die Ruhe aufrecht zu erhalten, mit dem verständlichen Nebenzweck hingegen, das Weglaufen zu verhüten. Demselben Peon, der vor dem Abgang nach den Yerbales sich allen Excessen hingab, muß nun zur Ehre nachgesagt werden, daß er in heißen feuchten Wäldern wie ein Vieh arbeitet, um seinen Kontrakt zu erfüllen. Nur wenn er an einer Krankheit stirbt — Fieber sind dort häufig — ist der Vorschuß verloren. Sonst kommt er nach sieben Monaten spindeldürr und ausgemergelt zurück, um sich von der Erschöpfung einige Monate bei seiner Familie, wenn er eine hat, zu erholen, und mit Spiel, Trunk und Müßiggang den Rest des Erworbenen durchzubringen und die Arbeiten bei der nächsten Saison neu aufzunehmen. Er wird für 10 Kilo Yerba, die er geschlagen und getrocknet im Walde an bestimmten Sammelstellen, Ranchos, abgeliefert, bezahlt, und verdient sehr viel, wenn er tüchtig arbeitet. Andererseits muß er aber dem Unternehmer alle Lebensmittel sehr teuer abkaufen und letzterer entschuldigt die hervorragenden Preise durch die Entfernung von der Stadt und die schlechten Wege.

Es ist eine Art modernen Sklavenums auf Kündigung, das aber beide Teile nicht zu ändern beabsichtigen. Die Unternehmer geben 100 000 Pes. Vorschuß an 200 oder 300 Arbeiter, und suchen sich durch Polizeischutz und richterliche Kontrakte zu sichern, und die

Arbeiter und deren Weiber wie Angehörige suchen möglichst großen zinsfreien Vorschuß zu erlangen, um sich kurze Zeit zu amüsieren, theils auch wohl, um den Familien Existenzmittel zu hinterlassen.

Der richterliche Kontrakt wird bei Vorschüssen auch bisweilen gegenüber den Arbeitern auf Estancias ausgeführt, denn ein solcher giebt das Recht, den Weggelaufenen durch die Polizei zurückbringen zu lassen. Geht aber ein Peon, wie häufig, mit einigen Schulden weg, so zahlt gewöhnlich, der Landesfittē gemäß, der neue Herr, wenn der frühere dies verlangt. So hat jedes Uebel auch wieder sein Heilmittel. Die Schuld haftet am Leben des Arbeiters, und die meisten bleiben ihr Leben lang im Schuldenverhältnis. Viele rühmen sich, „ich bin ein Mann, dem Jedermann 500 Taler Vorschuß giebt“ und wer keinen Vorschuß erhalten kann, gilt als schlechter Arbeiter.

Bei einigem Aufpassen ist daher das Risiko der Vorschüsse lange nicht so groß, wie es aussieht, und nur der Neuling, der die Verhältnisse und die Arbeiter nicht kennt, kommt zu Schaden. „Es un hombre de vergüenza“, es ist ein Mann von Schamgefühl, d. h. Ehrgefühl, ist das höchste Lob, was ein Arbeiter hier erhält; „es hombre garantido“, er ist ein garantierter Mann, fügt man noch hinzu. Man meint damit, dem Mann kann man ruhig ein Paar hundert Pesos Vorschuß geben, er wird sie ablösen.

Den paraguayen Arbeiter kann man nach meinen Erfahrungen nicht nach germanischem System behandeln, durch Offenheit, Biederkeit und eventuell durch Strenge, wenn er nicht gehorchen will. Er ist ein ziemlich listiger Halbindianer und äußerst empfindlicher Natur obendrein.

Auf den kleinsten Vorwurf antwortet er: „Wenn Ihnen meine Arbeit nicht gefällt, so lassen Sie mich doch weggehen“. Der schlaue Sterk sagt das aber nur, wenn er sieht, daß man um Arbeiter verlegen ist. Kommen Indianer aus dem Chaco zur Estancia, um sich als Hülfsarbeiter zu verdingen, so sind die Eingeborenen äußerst gefügig und tun freiwillig das, wozu man sie sonst nicht leicht herankriegt. Die Veritlenen arbeiten dann zu Fuß an Erdarbeiten, was sonst unter ihrer Würde ist. Ist man aber einmal recht knapp an Leuten, dann sind sie schwierig. Diesem listigen Verhalten gegenüber ist nur List wieder am Platze. Man soll sich über die Trägheit der Arbeiter nur nicht ereifern, nur nicht heftig werden, in Aufwallung edlen Zorns keinen durchprügeln. Letzteres kostet beim Richter 500 Taler, ersteres schadet der eigenen Gesundheit und hilft zu nichts. Kommt man mit neuen Arbeitern zusammen, so soll man die Faulen wie es eben angeht, eher loben, ihnen Mut einsprechen, und durch kleine Geschenke, die man ihnen gelegentlich giebt, ihre Herzen zu gewinnen suchen. Dadurch erreicht man ihr Vertrauen und kommt in den Ruf eines guten Herrn. Steht der Arbeiter seinem Herrn von vornherein kalt gegenüber, so ist das gegenseitige Verhältnis verdorben und alles verloren. Verspricht man den faulen Halunken gelegentlich einen kleinen Tanz abends.

eine Hand voll Cigarren, ein Gefäß voll Zuckerwasser mit etwas Wein oder Schnaps darin, einen Spießbraten im Walde, oder sonst ein kleines ländliches billiges Vergnügen, so sind wenigstens im Anfange die Leute zufrieden, und man kann dann, wie bei Kindern, ganz allmählig den Bogen etwas stärker spannen.

Mit der Zeit kann man dann auch tadeln, nur nicht im Anfang, dann ist es übel angebracht, wenn das gegenseitige Verhältnis noch erst zu etablieren ist. Man darf keinen Augenblick vergessen, daß man in der Wildnis ist, und mit den Leuten auskommen muß. Wenn es eben möglich ist, giebt man dann die Arbeit „por tarea“, d. h. man sagt, wenn Du dieses oder jenes Pensum heute absolviert hast, dann bist Du frei. So und so viele Löcher hast Du zu graben, um Pfähle zu setzen, so und so viele Erde hast Du umzuhacken. Am besten ist es, die ganze Arbeit für eine gewisse Summe zu vergeben. Dies geht aber nicht immer an, und dann muß man seine Leute schon kennen.

Unverbesserliche Faulenzer schießt man natürlich weg, aber nur dann, wenn man sich zuerst neue verschafft hat, dies muß als feste Regel gelten.

Aus Allem ersieht man aber, daß die Arbeiterverhältnisse im oberen Paraguay der schwierigsten Art sind. Die großen Tee-Kompagnien der Yerbales ziehen die besten und leistungsfähigsten Arbeiter an sich und lassen sie in Stückarbeit das drei- und vierfache des gewöhnlichen Lohnes verdienen. Mit geduldiger Energie, nicht aber mit Hastigkeit, kann man sich auch allmählich gute Arbeiter erziehen, aber es ist der schwierigste Kampf, den man hier oben zu kämpfen hat.

Niemand bleibt davon verschont, die gewöhnlichste Arbeit im Hause oder im Felde gelegentlich selbst zu tun, selbst zu kochen, sein Bett zu machen, den Garten zu bestellen und Wasser zu holen. Die Lässigkeit der Leute treibt einen dazu, und häufig fehlen auch die Leute. Dürre, Insektenplage, die Unkraut treibende Vegetation, alles dies sind Nebendinge, die sich ertragen lassen, aber wer sich gute Arbeiter zu verschaffen, und mehr noch, zu bewahren weiß, der hat den Stein der Weisen im oberen Paraguay gefunden.

VI. Kann man das obere Paraguay als Ziel für deutsche Einwanderung empfehlen?

Ueber die zahlreichen Kolonien, die bei Asuncion in der Nähe der Eisenbahn angelegt sind, sowie über die deutsche Kolonie „Nueva Germania“ erlaube ich mir keinerlei Urteil, weil ich dieselben noch nicht besucht habe. Ich beabsichtige, dies später einmal nachzuholen. Trotzdem aber der Norden die anerkannt schönsten und fruchtbarsten Ländereien besitzt, auf denen Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Bananen, Orangen, mit einem Worte, alle Produkte der subtropischen Zone gedeihen, kann ich dem Eingewanderten und Fremden nur abraten, dort Ackerbau treiben zu wollen, da

sich viele schon dabei ruiniert haben, und der Handel und vor allem die Viehzucht viel größere Erfolge aufzuweisen haben. Die Zeit ist für den Ackerbau noch nicht gekommen; die Viehzucht muß zuerst voran gehen, und solange die ausgedehnten üppigen Weiden fast unbewohnt sind und es an Kapital fehlt, aus denselben durch Viehzucht Nutzen zu ziehen, ist nicht daran zu denken, in jenen Einöden durch Urbarmachung des Bodens Geld zu verdienen und Wohlstand zu gründen. Nur als Nebenbeschäftigung lasse ich auf den Estancias Ackerbau gelten, für den eigenen Bedarf, aber nicht zum verkaufen. Ich pflanze Mais, Mandioca, Bananen, Kaffee, Früchte für den eigenen Bedarf und selbst diese kleine Pflanzung macht soviel zu schaffen wie die Verwaltung der ganzen übrigen Estancia. Zum Viehhüten sind Leute weniger schwer zu bekommen, aber zur Beackerung der Erde hält es schon äußerst schwer und die finanziellen Resultate sind gleich Null.

Nach den im vorigen Kapitel geschilderten Arbeiterverhältnissen kann es auch nicht anders sein. Wenn der Ackerbauer alles und jedes selbst tun soll, und sich nie auf Hülfe verlassen kann, so vergeht ihm endlich der Mut. Kommt dann noch ein Mißgeschick, eine Krankheit, eine Mißernte durch Trockenheit, Frost im Winter, oder Insektenplage hinzu, so ist er ganz sicher ruiniert. Er muß sich dann vielleicht Geld leihen, was bei dem hiesigen Zinssuß der Banken von 12 bis 15 Prozent jährlich und bei den Privaten von 18 Prozent und selbst höheren Zinsen, zu einem Bankerott führen muß.

Nur der Einheimische, der fast keine Bedürfnisse hat, selten Fleisch genießt und den Ackerbau ganz im Kleinen betreibt, macht sein Leben damit. Er deckt durch den Verkauf von Tabak, Kaffee, Mandioca und Mais seine Lebensbedürfnisse, und das erste, was er sich dann mehr anschafft, sind einige Kühe, die ihm helfen, seine Familie zu ernähren. Er erlangt so eine bescheidene Existenz, und strebt darnach, allmählich zur Viehzucht überzugehen, denn mit Ackerbau wohlhabend zu werden, daran zu denken, fällt ihm in der Campagne von Villa Concepcion durchaus nicht ein. Für den Acrenden sind dies aber keine verlockenden Aussichten.

Ich selbst versuchte einmal, eine kleine Ackerbau-Kolonie neben der Estancia zu gründen, und sah mich nach germanischer Einwanderung um. Da ich keine deutschen Landsleute bekommen konnte, nahm ich 5 deutschsprechende Schweizerfamilien auf und schenkte jeder derselben kostenfrei 20 Hektare wohl vermessenes Kolonieland. Sie erhielten jede ein Stück hoch gelegenes Ackerfeld, Wiesen und Waldpartie. Wasser war dicht nebenan. Dann gab ich Draht zum Einzäunen, 10 Stück Rindvieh jeder Familie mit der Bedingung es zu hüten. Die Hälfte der Stälber sollte den Kolonisten als Eigentum gehören. Dann gab ich noch leihweise, aber ohne Entschädigung Ochsen und Pferde zum Pflügen, Ackergeräte und borgte ihnen alle Lebensmittel auf 2 Jahre, zum Selbstkostenpreise sie anrechnend. Ich wollte, daß die Leute voran kämen. Ein

Hafen für den Absatz der Produkte war in der Nähe und in 4 bis 5 Stunden zu erreichen, San Salvador, am Paraguay gelegen, einer der besten Häfen des Landes, der von großen Dampfern der brasilianischen Postlinie berührt wird.

Ich dachte, die Sache kostet zwar Geld, aber unter so günstigen Bedingungen, bei denen der Kolonist nur das nackte Leben und Fäuste mitbringt, muß doch die Kolonie gedeihen.

So lange die Familien aus meiner Tasche lebten, war die Freundschaft ungetrübt, als sie aber nun nach 2 Jahren auf eigenen Füßen stehen sollten, gab es einen großen Miß. Die Kolonisten meinten, wo anders sei es besser, und gingen in den „Chaco“, in Indianergebiete, dann wollten sie nach einem Jahr wiederkommen.

Unterdessen hatte ich den Verlust an Vorschüssen, im Betrage von 4000 Mk nebst Vermessung schon etwas verschmerzt und wollte die alte Wunde vernarben lassen, anstatt sie aufzufrischen. Ich sagte den Leuten rundweg ab, ließ Stäbe auf das Kolonieland treiben, nahm die Drähte aus den Einzäunungen und steckte die Hütten der ehemaligen Ansiedler in Brand, daß sich keine Schlangen und Ungeziefer dort ansiedeln konnten. Nun herrscht Friede auf der Estancia und statt einer stetigen Ausgabe erwächst eine, wenn auch kleine, sichere Einnahme von Vieh.

Ich hatte seinerzeit den Ansiedlern Mehl, Olivenöl und eine Reihe von Nahrungsmitteln aus Argentinien kommen lassen, um ihnen den Uebergang nicht zu schwer zu machen, obgleich diese Dinge, die Paraguay nicht erzeugt, hoher Eingangszölle wegen, außerordentlich teuer eintreffen. Hierzu muß ich nun bemerken, daß der Einwanderer bei bescheidener Lebensstellung durchaus darauf verzichten muß, Mehl oder Brot in Paraguay essen zu wollen, wenn er nicht gehörig dafür zahlen will. Hiermit will ich daran erinnern, daß manche lieb gewordenen Dinge, die in Europa und selbst in Argentinien selbstredend sind, hier Luxus sind, auf den der Eingeborene verzichtet. Der deutsche Landmann, dem es schon so unendlich schwer wird, auf sein Bier zu verzichten, wie wird er jammern, wenn er nicht einmal Brot zu essen bekommt. Hier muß es Mandioka und Mais tun, und nur der Wohlhabende kann sich zu 45 \$ hier oben (30 M.) einen Sack Mehl kaufen. Freilich wird in Paraguay nur das feinste Vorschußmehl, 00 geführt, weil die hohe Fracht und der Zoll auf schlechteren zu sehr lastet.

Man sollte jeden Einwanderer in Europa schon darauf aufmerksam machen, daß die Lebensweise hier eine andere ist, und der Unbemittelte von Mais, Mandioka und Yerba nebst getrocknetem Fleisch auf dem Lande leben muß, dann würde man manche Enttäuschung vermeiden.

Hätte man so manche Schönfärberei zu den Zeiten von Dr. Foerster's Propaganda unterlassen, und den Einwanderer auf die harten Entbehrungen aufmerksam gemacht, denen er hier sowohl wie in Argentinien oder Brasilien unsehlbar entgegensehen muß,

so wäre jetzt das Land nicht so sehr in Deutschland diskreditiert. Denn es verdient durchaus nicht die Mißachtung, mit der es augenblicklich im Auslande behandelt wird, und wird schon mit der Zeit sich, wenn auch sehr langsam, emporarbeiten.

Nach meinen Beobachtungen befindet sich Paraguay seit den letzten Jahren in einer Periode eines langsamen aber sicheren Aufschwunges. An Revolution ist nicht zu denken. Den ansässigen Fremden, die sich dem Handel und der Viehzucht widmen, geht es durchweg gut; die Bevölkerung vermehrt sich stetig und die Regierung ist bemüht, den kleinen einheimischen Ackerbauer in jeder Weise durch die Agricola bank zu unterstützen, um einen Stand von Untertanen heranzuziehen, welcher die Fruchtbarkeit des Landes ausnützt und des Staates Hilfsquellen erweitert.



Yerba-Mate-Bäume.

449

Die Versuche, welche Fremde gemacht haben, Plantagenbau einzuführen und Kaffee, Tabak, Baumwolle, Oelfrüchte mit Hilfe der eingeborenen Arbeitskräfte in großem Maßstabe zu kultivieren, sind als unrentabel zum größeren Teil aufgegeben worden.

Ich kenne Plantagen, die 30000 Kaffeebäume, und andere, die 12000 gezogen haben, aber bald fehlte es an Leuten für die Ernte, bald an solchen zum Reinhalten von Unkraut. Die Anlagen sind verwildert, teilweise verkauft und aufgegeben. Aber im Kleinen ernährt der Kaffeebaum seinen Mann, da er gut gedeiht. Plantagen-Verwaltungen mit Direktoren haben sich als zu kostspielig heraus-

gestellt, fremde mit Mühe herbeigezogene Arbeiter gleichfalls. Pflanzte aber der Eingeborene und erntet Frau und Kinder die Bohnen ein, so kann die Familie bestehen. Ein Bäumchen oder vielmehr der Kaffeestrauch giebt 2 Pfund Kaffee im Durchschnitt, bisweilen 4 bis 6 Pfund, die im Lande zu 8 4 oder 2 M. 60 Pf. per Kilo verkäuflich sind. Da das Land noch nicht seinen eigenen Bedarf deckt, sind die enthülsten Bohnen stets gesucht und verkäuflich. Gleichfalls liegt auch der viel wichtigere Tabakbau in den Händen der kleinen einheimischen Familien, die bei den zwar niedrigen Preisen, aber bei deren großer Bedürfnislosigkeit doch noch bestehen können, während der Einwanderer, der mit europäischer teurerer Lebensgewohnheit behaftet ist, nicht bestehen kann.

Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Handel und der Viehwirtschaft. Da es sich bei ersterem um größere Schuldenkenntnisse und intelligentere Leute handelt, endlich auch um die so wertvollen Verbindungen mit der Heimat, so ist für den deutschen Kaufmann Paraguay ein Land von entschiedener Zukunft, wenn auch von kleinem Arbeitsfeld. Die sämtlichen deutschen Häuser, die in Paraguay arbeiten, sind angesehen und arbeiten mit Erfolg. Ueberall fand ich Zufriedenheit und hörte wenig Klagen. Das etwas kleine Arbeitsfeld hat man, dank eines lokalen Handelsvertrages zwischen der Provinz Matto Grosso und Paraguay, von Muncion auf die benachbarte brasilianische Provinz ausgedehnt, und es macht dem Vaterlandsfreunde ein Vergnügen zu sehen, wie deutsche Waren in Cuyaba, Corumba, Muncion und Villa Concepcion zusehends sich einbürgern und andere aus dem Sattel heben. Remscheid und Solinger Eisenwaren, rheinischer Eisen- und Stahl Draht, rheinische und sächsische Textilwaren, Maschinen aller Art aus Deutschland, alles über Hamburg oder Antwerpen bezogen, beherrschen vollständig den Markt in Matto Grosso und Paraguay. Der deutsche Kaufmann vertritt hier mit Eifer und Ausdauer die vaterländische Interessen und verdient in seinem Wirken auf einem bescheidenen Arbeitsfeld — denn der Konsum importierter Waren überhaupt kann bei einer geldarmen und geringen Bevölkerung kein allzu großer sein — gewiß unsere vollste Anerkennung. Es regen sich gleichfalls in Paraguay eine Menge kleiner und kleinster Industrien, die aber alle bestehen, wenn sie sich in einem der Landesverhältnisse angemessenen bescheidenen Rahmen halten. Großindustrien finden dort noch keinen Boden, dazu ist die Bevölkerung zu anspruchslos, zu kapitalarm und auch noch zu wenig unternehmungslustig und zu träge. Größere Industrien müssen spätere Zeiten abwarten.

Neben dem Handel findet noch der deutsche Einwanderer am lohnendsten Erfolg für seine Intelligenz und Arbeit in der Viehzucht, wenn er etwas Kapital mitbringt. Ohne jeden Groschen haben zwar manche auch hierin ihren Weg gefunden, das sind aber Ausnahmen. Ich kenne einen jungen Karlsruher, der ohne Mittel im Anfange, sich in 8 Jahren, indem er eine bescheidene Stellung auf einer Estancia zuerst einnahm, sich allmählich aufarbeitete, und

jetzt über 16 000 Mk. in Bar verfügt, womit er eine eigene Viehwirtschaft gründete.

Leute, die mit 10 000, 15 000 oder 20 000 Mk. anfangen können, um sich Vieh und etwas Land anzuschaffen, haben nach meinem Urtheil im oberen Paraguay mehr Aussichten, als wie in Argentinien, wo die Zeiten des billigen Landkaufs schon längst vorüber sind. Für kleine Viehzüchter ist das obere Paraguay ein Land, wie ich kein zweites in den La Platastaaten kenne.

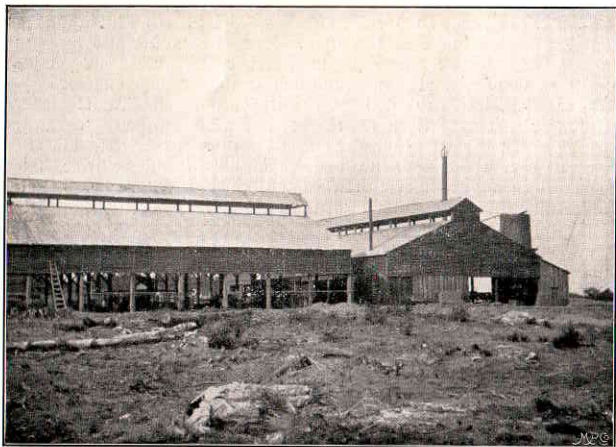
Das Rind gedeiht dort vorzüglich und vermehrt sich, wenn man Groß- und Kleinvieh durcheinander rechnet, um 25 Prozent jährlich, manchmal sogar um 30 Prozent des ursprünglichen Stodes.

Der Ankauf des Landes ist außerordentlich wohlfeil. Größere Landstrecken kosten 1000 *g* Gold = 4000 Mk. per Quadratmeile von $4,3 \times 4,3$ km oder 18,7 qkm. Der Hektar kostet also weniger als 4 Mk. Kleinere, besonders wasserreiche Ländereien ausgesucht, selbst zu 6000 Mk. per Quadratmeile sind immer noch außerordentlich wohlfeil, weil man 600 Stück Vieh darauf halten kann. Einem Anfänger in der Viehzucht würde ich aber durchaus abraten, zunächst Land zu kaufen, sondern sein kleines Kapitäälchen von 10 oder 15000 Mk. nur in Vieh anzulegen und dasselbe, mit seiner eigenen Brandmarke versehen, auf einer befreundeten Estancia unterzustellen. Man kann dies gegen Zahlung einer kleinen Miete besorgen, oder Abgabe eines Theiles der Kälber, die geboren werden. Auch auf wilden, unbewirtschafteten Ländereien kann man ganz umsonst Vieh halten, weil die Landeigentümer froh sind, daß ihr Land bewohnt und das Gras abgefressen wird und so allmählich für weitere Kultur vorbereitet wird. Gleichzeitig lernt dann der Anfänger Sprache und Landesverhältnisse. Für 12000 Mk. kauft man hier 500 Stück Vieh bester und zahmster Rasse, die jährlich einen Zuwachs von 125 Stück erhalten. Als Anfänger braucht er zwei Viehhüter außer sich selbst, bald aber nur noch einen, denn zu den größeren Arbeiten der Kastation der Stiere, Aufbrennen der Brandmarken u. s. w. können bei Arbeiten, welche einige Tage erfordern, die Leute der größeren Estancia mithelfen. Hat sich die Viehzahl verdoppelt oder verdreifacht, was in etwa 6 Jahren geschehen ist, dann kann er selbst Land kaufen und erhält unschwer Zahlungsausschlag dazu.

Eine große französische Landgesellschaft in unserer Nähe, welche dem Pariser Bankier Cahen d'Anvers gehört, und ihrerseits 300 Meilen von der Argentinischen Landgesellschaft „Argentino-Paraguayo“ billig gekauft hat, offeriert Ländereien zu 5000 Franks per Meile bar, oder 6000 Franks, zahlbar je 1000 Franks jährlich, in 6 Jahren zu zahlen. Auf meinem Ritte nach Matto Grosso habe ich einen großen Teil jener Ländereien selbst durchquert, und kam erstaunt und verwundert über die schönen mit kurzen saftigen Gräsern bestandenen Kämpfe zurück, die ich nördlich zwischen den Flüssen Rio Aquidaban und Rio Apa angetroffen.

Zahlreiche Wasserläufe durchziehen sie in der Richtung von Osten nach Westen. Die genannten Franzosen sind keine Chauvinisten, welche ein Neu-Frankreich dort zu gründen beabsichtigen, sondern vernünftige Leute, welche gerne Ausländer irgend einer Nation als Nachbarn sehen möchten, damit die ganze Gegend voran käme, da ihnen doch genug Land übrig bleibt.

Die Gesellschaft hat auch im Anfange zu kolonisieren begonnen, Kaffeepflanzungen im großen Maßstabe angelegt und natürlich französische Kolonisten begünstigt, indem sie die Kolonie Villa Sana in der Nähe des Aquidaban bei Villa Concepcion gründete. Bald aber lernte sie einsehen, nachdem sie einige hunderttausend Franks



Saladero „Concepcion“ im Bau.

137

verloren hatte, daß es ein vergebliches Bemühen sei, unzufriedene Landsleute glücklich zu machen und mit europäischem Komfort zu umgeben. Sie hört seit drei Jahren auf zu kolonisieren und treibt jetzt mit Erfolg Viehzucht. *)

*) Die Gesellschaft, die heutige „Foncière du Paraguay“ besitzt ein Areal von 250 Quadratleguas, das sind rund 470000 ha, die mit 70000 Stück Rindvieh bestockt sind. Jedoch sind die Kämpfe noch nicht ganz beseht, es werden beständig Viehtäue in Matto Grosso gemacht, und die Gesellschaft gedenkt in zwei Jahren den Bestand auf 120000 Stück Rindvieh zu bringen. Noch vor drei Jahren bestanden einige Absatzschwierigkeiten für das Vieh am nördlichen Paraguay; seit Eröffnung der großen Exportschlächtereien (Saladero) von Misso, hoch im Norden am Alto Paraguay in der Nähe der brasilianischen

Der Anfänger, der in der glücklichen Lage ist, mit 500 Stück Rindvieh zu beginnen, — die meisten müssen es mit weniger — hat bei einem Zuwachs von 125 Stück etwa folgende Ausgaben: Für einen bis zwei Gehülfen à 25 \$ monatlich außer Kost, und für sich, wenn er sich den Landessitten fügt und ein sparsames Leben führt, einschließlich einer Kampmiete von 2 \$ pro Stück oder 1000 \$ pro Jahr, 1200 \$, zusammen 3000 \$, was den Erlös von 50 bis 60 Stück Vieh ausmacht, sodaß sich sein Kapital mit 75 Stück Vieh oder zu einem Verkaufspreise von nur 50 \$ gerechnet, mit 3750 \$ parag. verzinst, die à 65 Pfg. 2437 Mark ausmachen.

Er würde also bei seinem Leben zu 1200 \$ gerechnet

1—2 Gehülfen und Pferde	800 "
Kampmiete, hoch gerechnet	1000 "

3000 \$ jährlich und einer

Bruttoeinnahme von $125 \times 50 \$ = 6250 \$$ und einer Nettoeinnahme von $75 \times 50 = 3750 \$ = 2437$ Mark erübrigen, was einer Verzinsung seines Kapitals von 20 Prozent gleichkommt, und den hiesigen tatsächlichen Verhältnissen entspricht.

Zweckmäßiger vielleicht noch giebt er sein Vieh unter Garantie seines Estancieros für Verlust, Nütung u. s. w. zu 4 Pesos pro Kopf und pro Jahr her, sodaß es ihm eine Ausgabe von 2000 \$ verursacht. Im Falle des Todes eines Stückes muß der Estanciero das Stück der Haut beibringen, welches die Brandmarke enthält und wird dann in diesem Falle vom Ersatz des Verlustes entlastet. Da zu genannten Preisen und Bedingungen anzukommen ist, so hätte demnach der Anfänger sich nur um sein eigenes Leben zu kümmern, zu lernen, zu helfen und aufzupassen und wäre von der Arbeit des Mitens für's Erste frei.

Will er später einen eigenen Kamp besitzen, so erhöht das das Gefühl der Unabhängigkeit und der Freude, in seinem Eigentum schalten zu können; es setzt aber eine Summe von Kenntnissen vor-

grenze gelegen, sind dieselben abgestellt. In diesem Jahre hat noch ein zweiter Saladero in der Nähe von Villa Concepcion zu arbeiten angefangen. Beide haben in diesem Jahre zusammen 35000 Stück Fettvieh geschlachtet. Die Baulichkeiten sind in solchen Abmessungen errichtet, daß jedes dieser Schlachthäuser im Jahre 30000 Stück Vieh schlachten könnte, jedoch produziert das Land noch nicht genügend Rindvieh um diesen Bedarf zu befriedigen.

Während der Saison in den kühleren Monaten des Jahres werden täglich bis 300 Ochsen geschlachtet; das Fleisch wird getrocknet und in diesem Zustande nach Brasilien und Kuba expediert. Knochen und Eingeweide werden ausgekocht und das gewonnene Fett in Fässern auszuführen. Die Rückstände der Knochen dienen zum Heizen der Kessel; die Asche derselben geht als Düngemittel nach Europa, ebenso Hörner und Klauen. Die Zungen bilden in Wärsen eine beliebte Delikatesse. Die Saladeros sind für die Viehzüchter von größter Bedeutung; sie arbeiten beide mit uruguayischem Kapital. Sie zahlen ihr ganzes Vieh in Gold, was von großem Vorteil ist, da man hierdurch von den Schwankungen des Papiergeldes unabhängig geworden ist. Ferner ist durch die Saladeros eine bedeutende Preissteigerung des Viehes eingetreten.

aus, über die der Anfänger noch nicht verfügt. Das Zinserträgnis des Kapitals wird alsdann bei eigener Arbeit auf 12 Prozent herabgedrückt, in glücklichen Jahren kommen vielleicht 15 heraus.

Größere Estancias, die in manchen Punkten billiger wirtschaften können, andererseits aber wieder größere Ausgaben in der Bezahlung eines gutgestellten Mayordomo oder Verwalters haben, sind recht zufrieden, 12 Prozent des angelegten Kapitals herauszuwirtschaften.

Dies ist immer noch nicht über den üblichen Bankzins, aber eine gut gelegene Estancia gewinnt mit den Jahren an Landeswert, dies kann man stillschweigend annehmen, und dann hat sie den Vorteil, dem Besitzer nahezu freien Lebensunterhalt zu bieten und als Rückzugslinie im Leben zu dienen, wenn einmal eine große Krisis, wie ein Wirbelwind, über die La Plata-Staaten hinwegfegt. Solche Zeiten kommen unfehlbar, aber Niemand weiß wann. Hat dann der Estanciero keine Schulden und Verpflichtungen, so ist er ein beneidenswerter Mann, und es bewährt sich der fast zweitausendjährige Ausspruch des römischen Dichters Horaz, der als Glückseligkeit preist, wer „fern von Geschäften mit einem Gespann schuldfreier Ochsen seinen eigenen Acker bestellt, und am Bachesrand mit Epheu bekränzt sein Gläschen Falerner trinken kann, den lob ich mir.“

Es wäre sehr zu wünschen, wenn sich in Deutschland Kapital fände, um in den schönen und wohlfeilen Ländereien des oberen Paraguay angelegt zu werden, um Viehwirtschaft zu treiben. Man hat hiergegen nur den einzige Einwand erheben können, daß der Absatz des Viehes ein beschränkter und schleppender sei, und es so schwer sei, aus dem geldarmen Lande Geld herauszuschlagen. Bis jetzt habe ich aber noch Niemanden hier entdecken können, der nicht zu guten Preisen hätte verkaufen können. Wenngleich der Verkauf langsam geht, so werden aber auch weit höhere Preise gezahlt als wie in Argentinien. Vierjährige fette Rinder finden zu \$ 70 und Kühe zu \$ 55 Absatz, was einem Werte von 45 resp. 35 Mark gleichkommt.

Die Unternehmer der Teewälder kaufen jährlich zu Villa Concepcion 7000 Stück Ochsen als Nahrung für die Arbeiter, und das Gespann für die Hunderte von Ochsen-Karren, und ebensoviel Ochsen und Kühe gehen zu dem Schlachtviehmarkt nach Muncion, der etwa 20000 jährlich aus dem Lande konsumiert. Demnach exportiert das Departement Villa Concepcion etwa 14000 Stück. Dies ist freilich gegen die ungeheuren Zahlen in Argentinien nicht viel, aber es bestehen auch zur Zeit noch keine Saladeros und Fleischextraktfabriken, die Hunderttausende benötigen.

Vermehrt sich das Vieh wie bisher, so werden sich die Preise mit denen Argentinien's nivellieren, aber dem Viehzüchter immer noch sehr konvenieren, weil er billiger als in Argentinien produzieren kann, wo die hohen Landpreise und Verluste im Winter den Gewinn sehr

schmälern. Nur das Pferdmaterial ist teurer und schlecht in Paraguay, das Vieh hingegen zäher und von besserer Qualität als die einheimische Rasse Argentinien's. Ländereien und Vieh sind in Paraguay noch fast steuerfrei, was anderwärts nicht der Fall ist. — So hat gewiß jedes Land seine Vorzüge und Nachteile. Ich möchte dem Landbauer Argentinien als zur Zeit vortheilhaft für ihn empfehlen, kleinen Viehzüchtern aber, die nicht über Hunderttausende verfügen, das obere Paraguay empfehlen, selbst größeren kapitalkräftigen Gesellschaften als gewinnbringender wie anderswo. Der Ackerbau wird sich mit der Zeit von selbst dort entwickeln, wo größere Menschenmassen gezwungen sind, die Scholle auszunutzen. Diese Zeit liegt aber noch fern, weil die Welt groß ist, und sehr viele Ländereien noch unbekannt da liegen. Noch für Jahrhunderte können allein die unteren La Plata-Staaten alle Auswanderer Europas aufnehmen. Erst mit den Jahren wird auch der Ackerbau in Paraguay immer mehr zunehmen. Zur Zeit ist es noch mehr Gartenbau, Arbeit mit der Hacke mehr noch, als wie mit dem Pflug. Der Eingeborene zählt die Linien, die er an Mais oder Tabak gebaut hat, dies ist bezeichnend für die geringe Arbeit, um die es sich handelt. Er sagt, ich habe so und so viele Linien Tabak, Mandioca oder Mais gepflanzt und damit habe ich genug, um den Landesexport macht er sich wenig Sorge. Erst wenn ihn die Not einmal in späteren Jahren zwingt, wird er mehr bauen müssen.

VII. Die Angaité-Indianer.

Während in Argentinien ein erbitterter Kampf zwischen der weißen und der roten Rasse wüthet, der mit der allmählichen Ausrottung der letzteren im Süden bereits geendet hat, und in den Nordprovinzen Santa Fe' und dem National-Territorium des Chaco Austral allmählich enden wird, herrscht zwischen den Indianern des Chaco Paraguayo und den nächsten Ansiedlern der größte Friede. Die schwächere Paraguay-Regierung nimmt die Indianerstämme in Schutz, und kann dies auch tun, weil niemand jene Stämme vertreiben möchte oder könnte. Im Süden Argentinien's hingegen haben sich die Indianer seit einem Jahrhundert oder noch viel früher in den Besitz von Pferden gesetzt, die oben fehlen, und der Strom der Einwanderung, der bis 200 000 pro Jahr in Argentinien betragen hat, drängt stetig vor und schiebt die Wilden zurück. Pferde erleichtern Einfälle und schnellern Rückzug nach gemachter Beute. Das schöne Aussehen der Reittiere der Indianer und deren wunder-volle Ausdauer, der gute Stand ihrer kleinen Herden lockte die europäischen Ansiedler immer mehr nach jenen Gebieten, die von den wilden Stämmen noch besetzt waren. Dann kam der Landmesser. Man vermaß die Ländereien, nahm sie den Indianern weg und verteilte sie, ja man lockte sie aus, so wie man das Los warf über den Mantel unsers Herrn Jesu, das Recht beiseite setzend.

Dann folgten Raibereien, Kämpfe, Raub der Weiber und der Herden von der einen und der andern Seite, Brand und Totschlag.

Die besten Elemente gehen natürlich nicht zur Indianergrenze, und obgleich die Bundesregierung zu Buenos Aires, genau wie die von Washington, gute Absichten hatte, so konnte sie nicht immer gegen ihre eigenen Kreaturen, an die sie Wahlverpflichtungen knüpfte, energisch vorgehen. Sie gab auch wollene Decken, und lieferte Nahrung für den im Süden so rauhen Winter, aber beides gelangte nicht immer dorthin. Die Wilden schworen Rache, raubten und mordeten. Da kam der große Zug des Generals Roca, der dem Lande 17 000 Leguas Indianer-Territorium einverleibte und Tausenden Indianern das Leben kostete. Jetzt herrscht Ruhe, weil kein Land mehr fortzunehmen da ist.

Die Ländereien des Chaco Paraguayo sind hingegen noch so wertlos, daß niemand sie fortzunehmen bestrebt ist. Selbst auf dem linken, besiedelten Paraguayufer, in dem eigentlichen Paraguay, sind noch große, wunderbar schöne Landstrecken für 8 1000 Gold (4000 Mark) pro Meile (1700 Hektaren) zu kaufen. In den Indianergebieten des Chaco aber sind solche Ländereien kaum $\frac{1}{10}$ des genannten Preises wert.*) Wer wollte da in aller Einsamkeit wohnen, da dort an einen Nachschub von Einwanderung noch in 100 Jahren nicht zu denken ist. Diese Verhältnisse bilden die sicherste Gewähr für die Ruhe der Mgaite-Indianer, welche die Küste gegenüber San Salvador bewohnen.

Man hat zwar auch dort schon vermessen, aber ich glaube, es stehen nur noch die weißgetünchten hohen Pfähle, die man am Ufer alle Kilometer errichtet hat. Im Innern haben die Kampfeuer wahrscheinlich schon ausgeräumt. Böse Zungen behaupten, daß die Geometer zum teil gar keine Pfähle im Innern der Indianergebiete gesetzt hätten. Doch dieses wollen wir gar nicht annehmen, obwohl man viele nicht auffinden kann, und Nachsehen ist sehr schwierig. Als ein junger dänischer Bärenmafler aus Buenos Aires, Herr M., vor Jahren mich flussaufwärts begleitete, um sein an der Börse gekauft's Land im Chaco von Paraguay anzusehen, wurde ihm prophezeit, daß er es nie zu Gesicht bekäme. Und so kam es auch; er kehrte unverrichteter Sache nach Buenos Aires zurück. Wer wollte ihm sagen, wo zehn Meilen im Innern sein Land läge, da man nicht einmal genau die Richtung kannte, in der es liegen sollte. Freilich ein kartographisches Netz hat man über den ganzen Chaco ausgespannt, worauf man alles genau lesen kann, aber gesehen haben ihren Besitz noch nicht fünf von Hundert.

In Villa Concepcion trifft man die ersten Indianer des Chaco von den Stämmen der Lenguas, die dort wohnen, selten aber An-

*) Die Preise der Stämme sind außerordentlich gestiegen. Auf dem linken Ufer ist Kamp in der Nähe vom Fluß nicht unter 12—14 000 Mark die Legua, weiter im Innern zu 10 000 Mark, nichts jedoch unter 8000 Mark zu haben. Selbst die Stämme im Chaco sind im Preise gestiegen und werden für gute Lagen am Flusse mit Steilufer ebenfalls 10 000 Mark gefordert und bezahlt.

guaytës, welche etwa 3 weiter nördlich ihren Wohnsitz haben. Die Männer und Weiber, welche dort verkehren, sind bereits arg von dem Alkohol mitgenommen, und sehen zerlumpt, schläfrig und mißmutig aus. Sofort erkennt man hingegen frische Indianer aus dem Chaco, die noch von Europas übertünchter Höflichkeit nichts wissen, an ihrem selbstbewußten Auftreten, der guten Ernährung, dem Poncho und dem Haarschmuck, Arm- und Beinringen aus weißen Straußenfedern, endlich an dem Fehlen der ekelhaften Lumpen, mit denen sich Indianer zu behängen pflegen, wenn sie in Städten herumlungern und betteln.

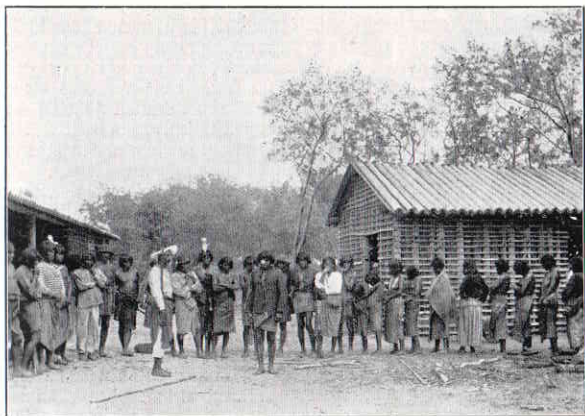
Ihre Moral steht sehr hoch, ihr Gebahren ist ernst und würdevoll. Der Stamm der Anguaytës will nichts von den Lenguas wissen und behauptet, jene seien schlechte Kerle. Doch diese Erscheinung wiederholt sich allorts, wo größere Stämme sich berühren. Immer sind die andern die schlechteren. Groß von Gestalt, gut gebaut und von zum theil angenehmen Gesichtern, finde ich die Männer, die sich Krieger (soldados) nennen — denn sie sprechen wohl einige Brocken Spanisch —; hübsch sind die jungen Mädchen, und wenn sie Vertrauen gewinnen, auch lustig kokett und übermütig, aber abschreckend sind die armen Weiber, die Lasttiere des Trupps, auf deren Schultern das egoistische stärkere Geschlecht die Hauptlast des Lebens abgewälzt hat. Bei Palmkohl und Krokodilfleisch als Nahrung, zwei, manchmal drei Kinder auf den Hüften herumzuschleppen und die lange Mahlzeit noch zuzubereiten, denke ich mir weniger vergnüglich als die Arbeit des Kriegers. Es ist begreiflich, wenn ein so gequältes Weib, wie der Missionar mir berichtet, bisweilen Kindsmorde begeht, wenn der Kinderjezzen zu reichlich fließt. Sie töten dann den Kleinen durch Strangulation, wie der benachbarte englische Missionar mir mittheilte, der ein Kind fand, das soeben auf diese Weise getödet worden war. Es ist rein unmöglich, zu viele Kinder auf den Jagdzügen mitzuschleppen. Die wenigen, die sie aber besitzen, lieben Männer und Weiber sehr zärtlich, wie ich bemerkte. Sie verfertigen ihnen Spielsachen, kleine Bogen und Schleuder für die Knaben, um frühzeitig zu lernen, Vögel zu schießen. Für die Mädchen fertigen sie kleine Puppen aus bunten Papageienfedern, Arm- und Halsbänder aus Perlmutter, das sie aus einer schönen großen Perlmuttermuschel des Paraguayflusses herstellen, dann Halsbänder und Ohrgehänge aus weißen, blauen, gelben, schwarzen und roten Glasperlen, die sie eintauschen. Kleine Büchsen aus den Früchten des Flaschenfürbis mit kunstvoll schließenden Deckeln, die durch zwei Schnüre nach Innen gepreßt werden; kleine Kämme aus Horn fertigen sie, wobei sie sich häufig kämmen, und die sie im Haare stecken lassen, um sie stets bei der Hand zu haben. Endlich bringen sie ihren Kindern kleine Tiere zum Spielen, Hunde, Katzen, Vögel, junge Rehe usw., da die Anguaytës große Tierfreunde sind. Schenkt man ihnen kleine Hunde, Katzen oder Hühner, so freuen sie sich außerordentlich, solche Tiere zu haben, die die Christen auch besitzen. Sie essen sie keineswegs auf, wie man meinen sollte, sondern

jähmen sie bald und hüten sie mit großer Freude. Das höchste Verlangen des Stammes ist aber das, ein Pferd oder eine Stute zu besitzen. Sie verlangen eine Stute als höchsten Lohn für eine lange, schwere Arbeit, die vielleicht einen „Monat“ dauert. Sind sie in deren glücklichen Besitz, so geht es sofort an die Zähmung. Sie legen einen leichten Strick durch das Maul des Pferdes und suchen es mit dem einen Ende zu lenken. Zwei Zügel gebrauchen sie niemals. Als Sattel dient ein faustgroßes Bündelchen Gras, sonst nichts. Natürlich will das Reittier nicht sogleich gehorchen. Dann treiben sie es in einen Sumpf und lassen es austoben, wenn es bis über die Knöchel im Schlamm steht. Gar kein übles Verfahren! Im allgemeinen üben sie aber so viel Geduld bei der Zähmung ihrer Tiere, durch Streicheln, Umringen, Anrühren, gutes Futter, das sie ihm bringen, durch Anblasen in die Nüstern, um es an den Geruch des Indianers zu gewöhnen, daß es, ohne die Gewaltmaßregeln des Gaucho der Pampa, bald überraschend zahm wird und — seinem Herrn nachfolgt.

Indianer haben auch Schafe und Ziegen, aber nur in beschränkter Anzahl; zehn oder zwölf Stück sind schon viel. Sie geben dann vier bis fünf Schafe für eine Stute her, wenn Ansiedler solche zu erhandeln wünschen, und lassen die Schafe aus dem Innern des Chaco holen. Schafe, Ziegen und junge Rehe folgen ihnen gleichfalls ohne Zeitheil willig auf ihren Zügen nach. Die Indianerschafe haben eine harte grobfaserige Wolle, die aber sehr geschätzt wird, weil sie in Matrasen sich nicht so leicht zusammenballt und verfilzt, wie feinere Sorten. Die Angaités machen aus der Wolle, welche die Weiber reinigen, grobe Gewebe in grauer Naturfarbe mit braunen Streifen. Sie spinnen mit der Kunkel und zwirnen ihre Fäden durch Drehen derselben. Ihre Ponchos und Decken sind von unverwüßlicher Dauer, da das Naturseid der Wolle beibehalten wird und schwer Wasser durchläßt. Neuerst selten entschließt sich der Indianer, ein Haustier, Schaf, Ziege oder Stute, zu töten, und dann nur bei großer Not und zum Leidwesen des ganzen Stammes, der ja Eigentümer ist. Alles gehört ihnen gemeinsam, nur hat jeder sein Weib und Kinder und lebt mit ihnen musterhaft. Nie habe ich bemerkt, daß ein Kind oder gar Weib geschlagen wurde. Stets ist im Lager Ruhe und Friede zuhause. Auch die Männer unter sich sind zufriedener Natur und friedfertig. Nie habe ich Streit bemerkt; sie können uns Christen in manchen Dingen zum Muster dienen. Ihre Kinder lieben sie sehr und geben keines derselben für irgend einen Preis her. Wenn Gefahr droht, werden zuerst Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht. Wenn sie eine neue, ihnen unbekannte Ansiedlung besuchen, senden sie zuerst einen Boten und bitten um Erlaubnis dazu; dann kommen sie vorsichtig allein, Weiber und Kinder weit zurücklassend, und erst wenn sie Vertrauen gewinnen, bringen sie auch die Familie. Dann sieht man wohl die Weiber in den Küchen der Ansiedlung Mais stampfen, Holz und Wasser tragen, was sich die Dienstboten sofort zu nütze machen,

indem sie schlauerweise ihren eigenen Dienst dem Indianer aufbürden. Die braunen Indianerkinder balgen sich dann bald mit den Haustieren in buntem Gemisch herum, aber nie sind sie ungezogen und zudringlich. Ein Wort genügt, sie zu entfernen. Ein Wort genügt auch, den Mann zum Abzug zu bringen. Er lagert nicht dicht beim Hause, sondern gewöhnlich um einen Baum herum, 100 Meter davon entfernt, was ja auch beiderseits angenehm ist, schon der vielen Indianerhunde wegen, die, mager und dünn wie Schafale und mit großen aufstehenden Ohren, alles beschnüffeln und selbst jeden Felsen roher Haut, der umherliegt, auffressen.

Yolo heißt der befreundete Cacique, welcher uns auf Wunsch häufiger besucht; zu ihm gehören etwa dreißig seines Stammes.



139

Indianer auf der Estancia „Loma“ des Herrn Dr. Kemmerich.

Dann kennt man hier noch die Caciquen Meta Kyrá, Meta Cristiano, Moroti und andere vom Stamme der Angaites, die aber wieder zum größeren Stamme der Lenguas gehören.

Mehr im Süden am Bermejo und Pilcomayo leben die Matacos und Tobas.

Unter allen ist Yolo, ein älterer Mann, der drei erwachsene Söhne von ca. 30 Jahren hat, der sympathischste und der bestbeleumdete. Meta Kyrá hält man für einen Spitzbuben, die übrigen sind weniger bekannt. Meta heißt: von Jugend an; Meta Kyrá: der von Jugend auf Fette, Dicke; Meta Cristiano: der von Jugend

auf Christ war. Wahrscheinlich ist der Letztere einmal in seiner Jugend getauft worden, da er viel mit Christen Umgang hatte.

Zolo spricht, wie auch die übrigen, einige Worte spanisch; will man sich aber mit ihnen näher verständigen, so muß man sich des Guarani bedienen, das alle Landbewohner verstehen, da es ja die Sprache der Paraguayer ist. Die meisten Indianer verstehen aber auch dieses nicht, sondern sprechen nur ihre eigene Sprache, welche reich an Gutturallauten ist. Die englischen Missionare, welche Villa Concepcion gegenüber unter den Indianern des Chaco wohnen und jene zu bekehren suchen, haben bereits einen Sprachschatz von über 500 Wörtern sichergestellt, die für unser Ohr schwer zugänglich sind. Man hört ein Wort wohl ein dutzendmal und kann es doch nicht nachsprechen oder nachschreiben, so viele ih, seh, x, tsch, tschx kommen darin vor.

Wie man hört, hat die englische Mission, welche jährlich die große Summe von Pstr. 1500 aufwendet, wenig Erfolg zu verzeichnen. Die Missionare versichern mir, daß, so lange man giebt, man den ganzen Chaco auf dem Halse hat, sowie aber das Geben aufhört, verschwinden die Indianer. Sie verschenen jährlich den größeren Teil ihrer Einkünfte in Baumwollstoffen, ordinären, billigen Geweben, Hemden, Handtüchern, Nähgarn und Nadeln, Angelhasen, Perlen und Eisenwaren, wie kleinen Messern, Beilen, Netzen. Gemehre giebt man ihnen wohlweislich nicht, ebensowenig Pulver, Blei und Schnaps. Letzterer wirkt wahrscheinlich so demoralisierend, weil er in dem ohnehin warmen Klima Blutkongestionen nach dem Kopf erzeugt. Dann kommt die Bestie im Menschen zum Vorschein. Der sonst gutmütige Indianer wird dann zudringlich und verlangt immer stürmischer Canna (Zuckerrohrschnaps). Er beginnt bei größerem Genuß sofort zu toben und zu heulen, und endlich kommt das besoffene Glend. Schwankend und taumelnd flagt er, und heult er dann, es treten die Augen hochgerötet ihm fast aus den Höhlungen, zuletzt sinkt er bewußtlos wie ein Vieh zusammen. Die klugen Weiber, die den Anzug des Gewitters wohl kennen, nehmen den Männern sofort die Messer weg, wenn jene Canna trinken, sie bewachen ihre Männer, daß ihnen kein Unfall passiert, und bringen sie weg zu den Tolderias, um den Rausch ausschlafen zu können. Das Weib nimmt an den Zechgelagen in der Stadt niemals teil. Ich sah eine Indianerin in Villa Concepcion, die mit übermenschlicher Anstrengung ihren dem Trunk ergebenen Gemahl auf der hellen Straße wegzuschleppen suchte, während letzterer taumelnd hinstürzte; eine widerliche Szene in dem sonst so stillen Städtchen. Hat der Indianer einmal den Zuckerrohrschnaps gekostet, so verlangt er immer wieder darnach, und giebt seine Jagdbeute von einem Monat dahin, um eine halbe Flasche Schnaps zu erlangen. Sein Auge wird bald darnach trübe und unstät, sein Körper verliert die Elasticität des Ganges und seine Gesundheit leidet auf das Empfindlichste!

Die Indianer von Zolo, welche hier auf der Estancia Lager aufgeschlagen haben, benahmten sich, wie gesagt, musterhaft, aber das

Wort Canna wird auch nicht genannt, und ist Schnaps überhaupt, schon der eigenen Leute wegen, nicht vorhanden. Nur so sind die Leute zufrieden zu erhalten.

Ich besuchte gestern ihr Lager. Für Lolo ist eine besondere größere Hütte errichtet, ganz wie die übrigen aus grünen Laubzweigen, welche eine Art Laube bilden, zum Schutz gegen den Sonnenbrand. Die Blätter sind verweltet, aber um die Hütte Lolo's ist ein frischer, grüner Laubkranz gewunden. Er scheint also auch Ehren unter seinem Stamme zu genießen. Denn zur Seite liegt die junge Mannschaft in einer besonderen Hütte, und zur anderen Seite die Weiber in einer gleichen Hütte.

Zahlreiche junge Hunde, die steten Jagdgefährten, klaffen den Eindringling an und werden von ihnen zur Ruhe gewiesen. Die Männer liegen untätig ausgestreckt, die Weiber spinnen, kochen und säugen ihre Kinder. In Netzen, aus wilden Faserstoffen hergestellt, hängen ihre kleinen Habseligkeiten. Garn, Nadeln, kleine Tabakpfeifen und Zigarrenstummel, die sie, wie die Knaben zu Neapel, eifrig sammeln: dann roter Fettpuder — nicht von Zeichner — sondern aus Pflanzenstoffen des Chaco hergestellt und in kleinen Büchsen aufbewahrt, endlich kleine runde Glasspiegel, wie man sie für zehn Pfennige auf dem Jahrmarkt kauft, bilden ihre Kostbarkeiten. In den schwarzen, dreifüßigen Kochtöpfen brodelt eine fette Suppe, einige Darmschlingen ragen daraus hervor, etwas Fleisch und Mais sieht man noch darin. Große weiße Stücke vom Marke der Kokospalme, das sehr süß und zuckerreich ist und fortwährend gekaut wird, bilden den Schluß des einfachen Küchenzettels, der heute zur Ausführung gelangen soll. Krokodilbraten giebt es auf der Estancia nicht, sondern nur, wenn sie längs der Flüsse jagen. Dann nähern sie sich den im Sande schlafenden Sauriern und schlagen ihnen die Hirnschale mit einem Steinbeil ein. Des Jangens froh, wird dann ohne Unterlaß geschmauset, so lange davon da ist. Ich sah die Krieger sich des Nachts zwei- oder dreimal erheben und weiteressen. Entschuldbar ist dieses System durch die großen Entbehrungen und den Hunger, den sie manchmal erleiden, wenn ein vorzeitiger Brand die Steppe verwüstet und die Hirsche vertrieben hat. Merkwürdigerweise essen sie nie ungeborene Kälber, und haben überhaupt vor dem Tier im Mutterleibe eine gewisse Verehrung oder Aespekt.

Lolo stellte zwölf Krieger seines Stammes zur Arbeit, die etwa sechs Wochen lang aushielten. Ich ließ sie einen Tajamar ausführen, eine Art Wehr, um das Wasser in einem Wiesental zu stauen. Die Leute arbeiteten nicht schlecht, man mußte aber viel Geduld mit ihnen haben und sie wie Kinder behandeln, ihnen häufig eine kleine Aufmunterung in Form von Tabak, kleineren Leckereien oder anderen Geschenken geben, um sie guten Muts zu erhalten. Die Indianer muß man zunächst besser ernähren und ihnen dreimal des Tages Mandioca, Mais und getrocknetes Fleisch geben. Die Hauptsache ist bei ihnen, den Magen voll zu haben, dann sind sie

auch guter Dinge, machen Scherze und pfeifen, wenn sie von der Arbeit kommen, zu singen. Es war mir äußerst interessant, die sonst finsternen und stummen Gefellen singen zu hören, was sie nur tun, wenn sie zu ihrem Herrn Vertrauen gefaßt haben. Es waren langgezogene, tiefe und hohe Töne, die auf einen Vokal endeten, etwa wie der Matrosengesang „ho—i—oh“ in mannigfachen Modulationen. Nicht unschön klang er, aber ohne Takt, und jeder sang für sich allein. Aber alle hatten die gleiche Tonlage oder denselben Akkord — mehr oder weniger — denn es klang durchaus nicht wie Dissonanz.

Poetisch schön schien mir ihre Verehrung des Morgensterns. Lange ehe der Tag graut, erheben sie sich und bringen dem wunderbaren Gestirn, das in blendendem Weiß in diesen Breiten funkelt, ihre Verehrung in langgezogenen Gesängen dar. Sie verehren es als den Spender des Guten, sie wünschen sich dann reiche Jagdbeute und hoffen, daß ihre Speere abstumpfen und die Sehne des Bogens erschlaffen möge durch die Unmasse von Hirschen, die der Stamm erlegen möge. Trifft dies ein, dann folgen Tage des Glücks. Man hält sich wochenlang an einer Stelle auf und trocknet das Hirschfleisch in Striemen an der Sonne. Einige von ihnen suchen dann wilden Honig und bereiten daraus durch Gährung ein berauschendes Getränk. Dann setzen sich die Männer zu einem Kreise zusammen, die Waffen werden entfernt und nun trinken sie aus Kürbischalen, bis der Trunk sie übermannt. Wer sollte bei diesem Benehmen nicht an den deutschen Kommerz denken? Wir wenigstens kamen die Worte des Kommerzbuches nicht aus dem Sinn:

Wir fügen auf Nasen mit Weilchen bekränzt,
Nun woll'n wir auch trinken, nun woll'n wir auch trinken,
Bis Hesperus spät uns am Himmel erglänzt."

Ich schlief eine Nacht in der Hängematte unter der Halle des Hauses am Tagatija und fühlte mich so sicher in der Nähe der braunen Gefellen, wie in Abraham's Schoß. Bis spät in die Nacht erschallten die Gefänge der Angaytés, deren Lagerfeuer stets flackerte, um den Nachttau fernzuhalten. Mosquitos find auf der Estancia selbst unbekannt, und so konnte man mit Vergnügen das Gesimmer des Sternenhimmels betrachten, sich von dem angenehmen Hauch der Nachtbrise umfächeln lassen und der Gesangeskunst jener Naturfinder lauschen.

Nach Ablauf der sechs Wochen kam die Zeit der Bezahlung. Der Indianer hat einen Begriff davon, daß seine Arbeit auch bezahlt werden muß. Er spricht von pagar. Unsere geringsten Dinge sind für ihn Schätze, deren Erlangung der Grund ist, weshalb er nach einiger Zeit wiederkommt, um zu arbeiten. Solo erhielt eine Stute als Stammeseigentum; dann jeder der Reihe nach so viel Zeug in baumwollenen lienzos, als er seine Arme auszuspannen imstande war; dann bekam jeder ein Bündelchen Liebes-Zigarren (100 Stück zu 60 Pennigen), eine Dose Wachszündhölzer, ein Duzend lose Blätter Tabak für das Holzpfeifchen. Die Hauptarbeiter erhielten noch ein baumwollenes Hemd und ein großes buntes Taschen-

tuch, das sich die Indianer um den Kopf wickeln, das aber zu den profanen Zwecken der Christen nie dient. Die Weiber erhielten bunten Statten, deren Kinder zusammen ein paar Pfund weißen Zucker und einige Schiffszwiebacke. Endlich ließ ich ihnen, als das Freudigste für die Rothhäute, eine Gießkanne voll gezuckerten Wein mit Wasser überreichen, so daß jeder einen halben Liter des kostbaren Getränks erhielt. Die Freude kannte keine Grenzen. Eine Alte brachte mir vier junge Strauße, die eben den Eiern entschlüpft waren, und drückte sie mir freudestrahlend an meine Brust. Die Indianer haben nämlich auch Begriff für Gegengeschenke, und da ich nicht nachstehen wollte, ließ ich der Alten einen Hahn schenken, was sie hoch erfreute. „Wann kommt Ihr wieder?“ frug ich den Häuptling. „In zwei Monden sind wir wieder hier und wollen eine ‚Rozada‘ machen, d. h. ein Stück Urwald ausroden.“ Ich drückte ihnen die Hand, ließ noch für die Abreise Lebensmittel eingehändigen und empfahl, auf meinem Terrain keine Jagd zu halten und kein Feuer zu legen, bis sie im Chaco wären. Schade, daß ich mich so ungenügend mit den mir werthen Menschen verständigen konnte. Da zogen sie hin; Manuelito, der Sohn des Kaziken, zu Pferde, er war der Spaßmacher der Truppe; er wußte sich immer bei der Arbeit zu drücken, war aber beim Essen und den Geschenken der Erste. Er sprach jeden an: „si, Senor, como le va“, warf seine Kameraden bei der Arbeit insgeheim mit kleinen Lehmklümpchen, genau wie die Kinder es machen, und freute sich, wenn einer nicht merkte, woher sie kamen. Er war hinter allen Käschereien her und bei den Frauen des Stammes offenbar beliebt. Wir sahen ihm manches durch, weil er die gute Eigenschaft hatte, die Krieger bei der Arbeit anzufeuern, und wenn sie wie toll mit der Schaufel stießen, mit der Pickaxe hackten und mit der Schiefkarre den Berg in raschem Tempo nahmen, dann freute er sich heimlich, rieb sich die Hände, schlich zum Aufseher und heimste eine Zigarre ein. Manuelito war ein Gauner, ein Hallunke, aber alle mochten ihn leiden. Wer war also würdiger, das Roß zu besteigen und dem Stamm vorzureiten?

Zapito (das Fröschchen) war ein schon halb zivilisierter Krieger und der beste Arbeiter; er konnte ziemlich spanisch sprechen, war aber meist sehr schweigsam. Unermüdlich schob er die Handkarre. Sein Weib nähte fleißig mit der Nadel und konnte sogar Frauenkleider anfertigen. Sie war die beliebteste unter den Weibern und durfte die Küche betreten. Viernes (Freitag), Antonio, Domingo (Sonntag) waren noch Neulinge, sie kannten noch keinen Schnaps und arbeiteten vortrefflich. Als sie in ihrem Federzschmuck kamen, gefielen sie mir weit besser, als da sie weggingen. Jetzt trugen sie Kleiderseken, Zeuge, Unterhosen und abgelegte Hemden der Arbeiter. Doch bald werden die Damen des Chaco ihnen dieses Lumpenzeug wieder abnehmen; aber die Erinnerung, daß man sie am Tagatiga gut behandelt hat, wird bleiben. Der Troß zog vorüber, zuletzt kam das alte Weibchen mit Kindern und Sachen voll-

bepackt, und hoch auf ihrem Kopfe tronte der Hahn! Sie nickte mir ein freundliches Lebewohl zu. Wie dankbar doch das Alter ist!

VIII. Ritt nach dem Rio Apa und Maito Grosso.

Es brannte schon lange in mir ein Verlangen, die Gegenden kennen zu lernen, welche Paraguay von Brasilien abgrenzen. Zur Zeit des Paraguaykrieges waren sie heiß umstritten, weil sie mit das Beste des Landes sind. Im Anfange des Krieges hatten Scharen Lopez'scher Soldaten bald die Grenze überschritten, nahmen das Fort Olympo am Flusse ein und drangen bis tief in Matto Grosso vor, eroberten Rioac, am Fuße des Hochplateaus gelegen, und selbst Miranda, das noch nördlicher liegt. Als sich das Blatt wendete und Lopez unterlag, mußten die Grenzdistrikte zwischen Rio Apa und Rio Branco und das halb eroberte Matto Grosso aufgegeben werden; nicht aber, ohne den Brasilianern noch eine empfindliche Niederlage beigebracht zu haben. Diese wollten Lopez in den Rücken fallen und ihn von Norden hart bedrängen, während er im Süden bei Humaita kämpfte. Der Oberst Camisao drang mit 5000 Mann Kavallerie und Artillerie über den Rio Apa nach Süden vor, verlor aber in den traurigsten Kämpfen, die der Krieg kennt, alle seine Leute durch Hunger, Feuer, Kugeln und Cholera. Die Paraguayer zogen sich stets zurück und brannten das Grasmeer, das sich zwischen dem Aquidabau und Apa erstreckt, nieder, als sich die Truppen Brasiliens mitten darin befanden. Letztere konnten sich zwar in die Wälder retten, wo sie vor Flammen sicher waren, womit aber die Pferde, das Schlachtvieh ernähren? Nun brach Cholera aus, rechts und links fielen die kranken Brasilianer, deren Todeskampf die Paraguayer beendeten. Man mußte zurück und durch die verbrannten, von Vieh und Ansiedlern entblöhten Einöden. Nur 300 Menschen sollen lebendig wieder nach Brasilien gekommen sein, und in Miranda, wo sie zuerst Halt machen konnten, wie hungrige Wölfe über die Orangen hergefallen sein, die sie dort endlich zur Stillung ihres Hungers vorfanden. Krieg führen in Einöden ist immer eine gewagte Sache gewesen. — Der Schluß des großen Dramas im Paraguaykriege wurde wieder in diese Gegend gelegt. Bei Cerro Cora, an den Quellen des Aquidaban fiel endlich der Wütherich Lopez unter der Lanze eines Rio Grandenser Reiters.

Die ganze Gegend ist von majestätischer Schönheit, aber unglaublich einsam, obwohl sie die besten Weideplätze für Viehzucht enthält. Gelegentlich wird sie von großen Karawanenzügen belebt, indem die Brasilianer aus ihrer Hochebene niedersteigen, den Grenzfluß bei Bella Vista, den Apa, überschreiten und nach Villa Concepcion kommen, um bei den Geschäften Basilio Quevedo, Las Clotas, T. Herrero und anderen ihre Wagenzüge mit Salz zu beladen, das sie zur Viehzucht äußerst nötig haben, und als Beiladung

Zeuge, Eisenwaren, Petroleum, mit nach der Heimat mitzunehmen. Als Gegenwerte lassen sie trockene Häute, Yerba und lebendes Vieh, das sie mitführen, in Villa Concepcion. Durch diesen Handel ist Villa Concepcion wohlhabend geworden, man gibt billige eiserne Kessel, Draht und Rattune, und nimmt wertvolle Häute und Vieh in Zahlung, deren Wert der Empfänger festsetzt, selten gibt man etwas Geld heraus.

Da ein schweres Vieh aus dem Gebirge kommt, so wollte ich gern die dortige Rasse durch eigene Anschauung kennen lernen, um mir wo möglich tausend Stück für die Estancia Tagatiya einzuhandeln, Land und Leute kennen zu lernen, und Bekanntschaft mit den brasilianischen Estancieros anzuknüpfen.

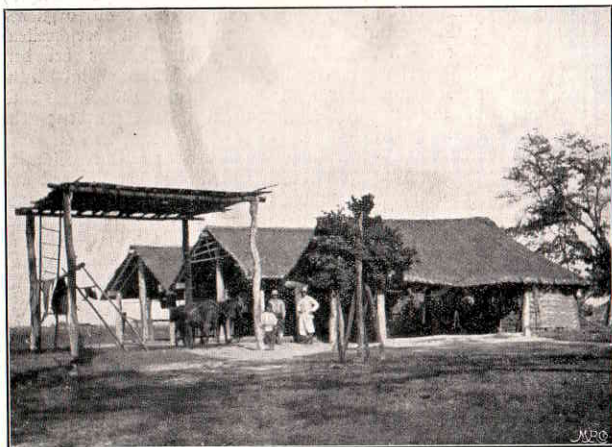
Es war Anfang September, als wir den Tagatiya verließen, um uns auf selten begangenen Pfaden nach Matto Grosso zu begeben, und die Grenze im Norden bei San Carlos zu überschreiten.

Herr Ohlsen, ein Rheinländer aus Elberfeld, der bei den Husaren in Düsseldorf gestanden und ein halb Duzend Mal Matto Grosso durchritten hatte, übernahm die Führung des Zuges und die Maultiere, welche mit Lebensmitteln beladen wurden; ein Paraguayer Diener begleitete uns.

Wir waren damals sehr knapp an Reittieren auf der Estancia, weil ein Trupp von 144 Pferden von Entre Rios her sich erst auf dem Anmarsche befand. So mußte ich mit nur einem Pferde aufbrechen, ein Maultier für Ohlsen und für den Diener, und eines für die Lasten, war alles. Die Zeit drängte, die heiße Zeit stand bevor, und vor allem die Zeit, wo die Herden fallen. Zogen wir später aus, so war nicht daran zu denken, Vieherden mehr laufen und treiben lassen zu können. Sehr wenig Gepäck konnte mitgenommen werden, das in einem wasserdichten Leinensack der Mula aufgebürdet wurde. Ein Teekessel, Kaffee, Zucker, Tee, etwas Schiffszwieback, Fleischextrakt, Hafermehl, Chokolade, ein paar Flaschen guten Weines als Reserve, konservierte Sardinen und Thunfisch in Del, reichlich Tabak und Streichhölzer bildeten unsere kleine Last, die wir dem Maultier aufbürdeten. Wir hofften, später einigen Proviant kaufen zu können, wobei wir uns irren sollten, indessen konnte das Tier, das auch noch einige Reservekleidung, Munition und Anderes tragen sollte, nicht mehr nehmen. Wir saßen auf, aber bald auch schon wieder ab. Wer je mit Maultieren umgegangen ist, kennt das. Der Sattelgurt rutschte, das Tier bockte und bald kugelten Proviant, Wein und Munition sich im Grase herum. Nach einer halben Stunde war das zerissene Sattelzeug gestickt, ein Schwanzriemen improvisiert und eine bessere Balancierung des großen Reisefackes ausgesonnen.

Nun begann der zweite Ausmarsch. Ein großer weißer Esel der Estancia begleitete uns bis zum Walde unter unaufhörlichem „ahi“. Dieser war der Clown des Etablissements wegen seiner tollen Geschichten, die er anrichtete. Zum Reiten war er zu störrisch, ging auch nicht durchs Wasser, kam aber dafür in die Klüfte, deckte

Kochtöpfe auf und holte sich Lederbissen heraus, sogar zum Schrecken einer Mutter holte er deren Säugling aus der Wiege und setzte ihn im Hemde im Grase ab. Der burro del Tagatiya folgte uns nur freiwillig und gab uns das Geleite. Er konnte nämlich nicht sehen, daß ein Maultier wegzog, und es galt daher sein zärtliches „ahi“ und „iha“ diesem letzteren, nicht uns. Unter Gelächter kamen wir endlich fort. An eines Baches Rande trennten wir uns im Walde. „Haben Sie auch Ihren Revolver bei sich?“ fragte der zurückbleibende Verwalter, Herr Schupp; „setzen Sie sich nur nicht unnötigen Gefahren aus!“ waren seine letzten Worte, und so zogen wir etwas beklemmten Mutes dahin, da wir schon die nächste Attacke des österreichischen Maultieres im Anzuge sahen. Wir



Vorwerk „Pyacua“ auf der Estancia Itacurubi.

durchritten den prächtigen Urwald, der uns vom Stampe des Nachbarn Dr. Abente trennte, und kamen dann in offenen Kamp und hohe Gräser. Da rauschte es plötzlich wie eine Windsbraut an mir vorbei, mein Pferd, das sehr nervöser Natur war, bäumte sich und machte mir Mühe, es zu beruhigen. Der Esel mit dem klappernden Teekessel sauste vorbei und warf wieder alles wild zerstreut auf die Erde. Der verfluchte Teekessel hatte uns schon einige Male geärgert; nun ließ ich ihn voll Gras stopfen, damit das nervenstörende Klappern des Deckels beim Trott des Tieres aufhörte. Aber wir sattelten wohl ein Dutzend Mal um, da die

Tiere mit ihren Grasbüschen auf dem Marsch stets dünner werden, und kamen abends auf die Estancia des spanischen Arztes, welche 7 Leguas entfernt lag. Ein prächtiges Bad in dem vorbeirauschenden Wildbach stärkte uns, einfache Kost, Milch, Brot aus gebackener Mandioca und Fleisch genossen wir abends. Die Unterhaltung mit dem lebenswürdigen Spanier war recht interessant. Er meinte aber, in 3 bis 4 Tagen wären wir zurück; was wollten wir in der Wildnis? Da präsentierte sich uns ein biederer Vaske, welcher Käse zu machen verstand und uns mit seinen harten Käsefuchen beschenkte. „Ich bin zwar nur Käser,“ sagte er, „aber in meiner freien Zeit suche ich — Edelsteine.“ Nun framte er eine Schachtel mit Kieselsteinchen, Eisenkiesel, Chalcedonen und unbedeutenden Achaten aus und bat mich um mein Urteil. Er hatte mit großer Mühe manche auf Sandsteinen angeschliffen und glaubte, Diamanten von großem Werte zu besitzen. Die ewige Enttäuschung hatte aber den Mann nicht von der fixen Idee abgebracht. Ich nahm die Lupe und suchte ihn über das Ostaeder des Diamanten zu belehren und zeigte ihm, daß seine Kryställchen sechsseitige Säulchen, Bergkrystalle, seien. Aber er schüttelte den Kopf, meinte, er wolle mit seinen Steinen nächstens nach Buenos Aires reisen, und anderen Tages sah ich ihn wieder leise von dannen schleichen, dem Bache zu, um Diamanten zu suchen.

Ein anderes beklagenswertes Gegenstück hierzu fand ich bei Asuncion in einem deutschen Maschinisten, der sich etwas verdient hatte, dann aber Alles verlor, weil er dem Perpetuum mobile nachstrebte. Er hatte sich schon über ein Duzend Räder angefertigt, die mit einander in Bewegung gesetzt wurden, aber es fehlten ihm die Mittel, weiter zu arbeiten, und dann, sagte er, „fehlte ihm nur noch, die „richtige Kraft“ herauszukriegen.“ Aber auch dort versuchte ich ebenso vergeblich, in das Gedankenfach des Armen heilend einzugreifen und ihn zu belehren, daß die Kraft, die ihm fehle, „um die Forsche herauszukriegen“, wieder anderswo hergenommen werden müsse — was man in der Physikstunde das Prinzip von der Erhaltung der Kraft nennt. — Auch diesem Armen war nicht zu helfen.

Dann offerierte uns der spanische Arzt in edler Gastfreundschaft sein Bett und entschuldigte sprachgewandt den geringen Komfort seiner Hütte. Sie war allerdings primitiv in Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt. Grüne zahme Eidechsen huschten an den Wänden auf und ab, die gehalten werden, damit der Große die Kleinen vertilge, die Eidechsen die Spinnen, Schwaben, Motten, und wie die Insektenscharen alle heißen mochten. Anderen morgens verließen wir die Estancia, uns nach dem Gebirge wendend, das im Norden allmählich ansteigt. Der Engländer Brackenridge, den wir antrafen, meinte, „nicht wahr, Herr Doktor, Sie gehen nur nach Matto Grosso, um sagen zu können, daß Sie dagewesen wären.“ „Natürlich,“ sagte ich, „gerade deshalb“ obwohl mich sein Abschied etwas ärgerte.

Aber bald umfing uns die herrliche Natur, und ließ die schlechten Omina vergessen, die uns beim Auszug begleiteten. Es ging zwischen langgestreckten Wiesentälern nach Norden; zu beiden Seiten der mit Vieh reichbesetzten Weiden lagen bewaldete Höhenzüge, die noch zum Teil im Winterkleide, grau und ernst sich vom grünen Bilde abhoben. Denn auch hier im Lande bemerkt man deutlich den Winter an dem Fehlen des saftigen Grüns, am Stillstand im Wachstum und an dem Verlust des Laubes mancher Bäume, die im großen Ganzen den Akazienarten angehören.

Aber hin und wieder prangten bereits im Frühjahrschmuck die Sapacho-Bäume, die eine Art mit lilasarbiger Krone, die andere bedeckt mit goldgelben Blüten, und das Merkwürdige daran ist, daß kein einziges grünes Blatt dazwischen steht. So sieht man bald hell violette, bald hochgelbe Baumkronen aus den grauen Wäldern hervorragen. Kleine Bäche durchrieselten die Weideplätze, und so kamen wir allmählich an die Grenze des Stumpes, das durch ein Flüsschen, den Tagatiyami, abgeschlossen ist. Da es in den wilden Gegenden keinen Steg oder Brücke giebt, begannen hier schon die Freuden des ersten Flußüberganges. Das Wasser ging den Tieren bis zur Mitte des Leibes und wir kamen noch eben glücklich und trocken hindurch. Aber schon nach dem ersten Regenguß ist dies anders. Dann muß man durchschwimmen, und wenn nicht alle Vorsicht gebraucht wird, passiert leicht ein Unglück. Man muß absatteln, sich entkleiden und mit dem Reittier, am besten sich an der Mähne haltend, schwimmen, da die Strömung sonst leicht den Schwimmer mitreißt. Krokodile giebt es nicht in den kalten Waldbächen; sie bleiben im schlammigen gelben Wasser der Hauptflüsse, dafür aber Rayas, ein mit scharfer Schwanzharpune bewaffneter Roggenfisch, der über Menschenkopfgöße hat, flach und in kaum kenntlicher, graugelber Färbung, sich der Farbe des Gesteins des Bachbettes angepaßt hat und auf Beute lauert. Am besten wird zuerst ein Reittier durchgetrieben, das dem schlaueren Menschenkind den Weg rein machen muß. Der Zitteraal kommt hier nicht vor, aber die Piranja, ein anderer, gefährlicher Raubfisch, der in Scharen lebt und wo er in stillen Gewässern vorkommt, sich mit Behemenz auf Tier und Mensch stürzt, die den Fluß durchschwimmen wollen. Er hat das Maul eines kleinen Karpfens, aber ein furchtbares sägenartiges Gebiß. Gegen diesen gefährlichsten der Flußwächter schützt man sich auch, indem man im Wasser lebhaftes Geräusch macht und ihn so vertreibt. Kein Eingeborener geht ins stille Wasser, ohne diese Vorsichtsmaßregel.

Wir zogen den ganzen Tag langsam weiter und kamen gegen Abend zu der einsamen Estancia eines Italieners, die unglaublich schmutzig war, aber uns immerhin einen guten Unterschlupf gewährte, da es bald zu donnern begann, und der Regen die ganze Nacht niederprasselte. Als armer Mann war der Besitzer ins Land gekommen, jetzt eignete er 3000 Stück schönes Rindvieh, aber eine übertriebene Sparsamkeit war ihm als Nest seiner früheren ärm-

lichen Beschäftigung kleben geblieben. Als es zum Essen ging, mußten wir mit den unsauberen Arbeitern in dieselbe Fleischschüssel mit den Fingern langen, Löffel gab es nicht.

Das Dach der Hütte hatte große Löcher. Aber der Aufseher, Don Lucas, wußte Rat. Mit großer Gewandtheit schnitt er einen mit Schilf bestandenen Rasen aus der Erde, der infolge des Regens von Wasser triefte, und „schwapps“ setzte er ihn in die Oeffnung, wie der Fließschneider in die Kleidung. Dann verschönerte er noch seine architektonische Tat, indem er mit der Hand sorgfältig schwarzen Schlamm über die Ränder strich und das Ganze glättete. Das Loch war gestopft und nun lud er mich ein, zu Bett zu gehen, indem er auf ein Holzgestell hinwies, das mit schmalen Streifen von Kuhhaut in großen Vierecken besflochten war. Eine Decke war darüber gebreitet. Ich ahnte nicht, daß letztere eine Brutstätte von Flöhen, eine wahre Niederlage war.

An Schlafen war nicht zu denken, und anderen Morgens zählte ich allein an einem Beine 28 Stichstellen. Dalmatisches Insektenpulver hatte ich leider mitzunehmen vergessen. Ohlsen genoß des köstlichen Schlafes in der Hängematte, die frei von solchen Plagegeistern war; das wußte der Schelm. Aber das freundliche Benehmen des Aufsehers, in Abwesenheit des Besitzers, ließ uns die kleinen Unbilden vergessen. Indessen der Regen dauerte fort, und fast drei Tage wurden wir festgehalten. Da bemerkte ich, wie das Land fast Alles erzeugt, was der Mensch zum Leben benötigt. Die Frau hatte sich Schuhsohlen aus weichem Holz schnitzen lassen, und ihr Mann hatte das Leder zum Oberleder selbst gegerbt. Der Curupaybaum, eine Akazie, giebt in seiner höderigen roten Rinde das beste Gerbstoffmaterial jener Länder, das noch den Quebracho an Güte übertrifft. Die Leute hatten eine große Holzluze, — ein ausgehöhlter Baumstamm, der mit Wasser und Rinde angefüllt war — in die sie alle Hautteile legten, die sie gerben wollten. Die enthaarten Riemen und Häuteschnitte werden so in einigen Wochen, nicht vollkommen zwar, aber doch so gegerbt, daß das Leder, wenn eingefettet und geklopft, weich und dauerhaft bleibt. Die Frau spann fortwährend mit der Kunkel und machte aus selbst gepflanzter Baumwolle starkes Garn, aus dem sie Hemden und Ponchos webte, die gar nicht übel ausfahen. Das Färben besorgen die Leute mit Beeren des Waldes. Da sie endlich in dem kleinen Garten zahlreiche Orangen- und Zitronenbäume hatten, auf dem eingezäunten Felde Mandioca und Mais, auch sich den Tabak selbst zogen, so hatten sie nur Eisenwaren, Messer, Ackergeräte und einige Zeuge zu kaufen.

Aber so genügsam wird wohl mancher Europäer nicht leben wollen. Wir nahmen von Lucas herzlichen und dankbaren Abschied, als der Himmel sich entwölkte und sein heiteres Blau uns wieder anlachte. „Sehen Sie den Gebirgszug im Nordosten,“ sagte mein Führer, „es ist die Sierra Pona („schönes Gebirge“ in der Sprache der Guaranis.) Diese müssen wir erstklettern, und auf der anderen

Seite führt uns der Weg direkt bis zum Flusse Apa. Es existiert zum Glück noch ein alter Weg dort, den der reiche Brasilianer Sofimo anlegen ließ, um mit seinen Karren einen direkten Weg nach seiner Estancia in Matto Grosso zu haben; ohne denselben würden wir mit unseren vier Tieren den Wald und die Wildnis nicht durchdringen können.“

Ueber Steinblöcke und auf gewundenem Pfade mußten wir zunächst hinaufflettern und die Pferde am Zügel führen, bis wir den alten Karrenweg entdeckten, der, obwohl seit Jahren nicht befahren, sich durch die hellere Färbung des Grases und breite Rinnen, die das Regenwasser gewaschen, in der Landschaft kenntlich machte. Wir waren froh, ihn zu finden, mußten aber aufpassen, daß Pferde und Maultiere nicht in die metertiefen Löcher fielen, die das Wasser gewaschen hatte, und die häufig durch Grasbüschel verborgen waren. Die Sierra Pona ist ein Hochplateau von etwa 7 km im Durchmesser und 200 m hoch, mit einem richtigen Engpaß, sowie einem zweiten, der den Abstieg oder Auslaß bildet.

Während der Kämpf des Dr. Abente zum großen Teil aus Kalksteinen besteht, und auch buntfarbiger Marmor dort vorkommt, besteht die Sierra aus Tonschieferplatten von einem Fuß Dicke und mehreren Metern Breite, die, wie die steinernen Blätter eines mächtigen Buches, bald aufeinander liegen, bald, wie man an Taleinschnitten sieht, gefalten und wellig gebrochen sind. — Wir reisen durch geologisch sehr interessante Gegenden. — Am Paraguayflusse hatten wir das Alluvium mit seinem tiefen Sand und Geröllschichten, darunter die Toyca und Sandsteine der Tertiär-Epoche. Bei Abente treffen wir Kalksteine und Marmor, die sich als ein meilenlanges, uraltes Korallenriff quer von Osten nach Westen durchs Land ziehen und in einem Kalkgebirge bei Itapicumi am Paraguayflusse oberhalb San Salvador enden. Es liefern die Kalkbrüche von Itapicumi in dem blauschwarzen, homogenen Kalkstein Kalk für ganz Paraguay, und wenn die Frachten billig sind, selbst für Buenos Aires.

Nun überschreiten wir den mächtigen Gebirgsstock der Sierra Pona, der aus Urgestein und Tonschiefer besteht, wie die chemische Untersuchung später ergab, und je mehr wir uns Brasilien im Norden nähern, desto mehr treten die runden Kuppen der Urgesteine, Quarzit, Syenit und Granit hervor. Der Uebergang ist so scharf, daß man in wenigen Stunden die drei letzteren Gebirgsarten betritt, sowie man den Abstieg von der Sierra nach dem Apa beginnt.

Die Tierwelt im Walde ist interessant; der Jaguar, der Silberlöwe, der Tapir haufen dort. Wir sahen aber nur einen Ameisenbär, der dicht an unserem Wege saß und mit seinen scharfen Krallen beschäftigt war, einen kleinen Termitenhügel zu öffnen, um die für ihn so leckere Brut der weißen blinden Termiten zu verschmausen. Es war ein Exemplar der kleineren Sorte, weißgelb von Grundfarbe mit großen schwarzen Flecken und sah aus, wie ein fettes, geflecktes kleines Spanferkel. Er nahm nicht die

Flucht, sondern blieb ruhig im hohen Grase sitzen, aber auf den Hinterfüßen nach Bärenart, in Verteidigungsstellung, als wollte er sagen: „Kommt nur heran, meine Krallen werden Euch schon belehren.“ Man hätte das Tier leicht durch einen Schlag auf seine trompetenförmige Nase töten können, aber wer hätte das Herz dazu gehabt, da das Tier sich so vertrauensvoll uns gegenüber benahm? Es blieb sitzen, wir betrachteten es fünf Minuten in zwei Meter Nähe, dann zogen wir weiter.

Die Sonne brannte heiß, aber auf der ganzen Sierra giebt es keinen Tropfen Wasser. Mein Führer hatte dies vorausgesagt und die Pferde vorher an einer rieselnden Quelle im Kalksteingebirge getränkt. Sie war aber sehr gypshaltig und konnten wir das Wasser kaum genießen. Nun machten wir den letzten Aufstieg von dem Hochplateau nach einer Gebirgskuppe, die aus reinem Quarz bestand, und nach dem Abstieg fanden wir wieder Wasser in vorzüglichster Qualität; es war ein rauschender Bergbach, der aus dem Granitgebirge kam und sich in den Landenje stürzte. Auf der Kuppe hatten wir eine wunderbare Aussicht. Vor uns lag im Norden wieder eine durch Wäldchen unterbrochene Tiefebene, die wir zu durchreiten hatten, dieselbe wurde durch einen dicken schwarzen Strich vom blauen Horizont abgegrenzt. Es waren die dunkeln Wälder des Flusses Apa, der selbst nicht sichtbar, die Grenze mit Brasilien bildet. Darüber hinaus erschienen am höchsten Horizont die blauen Berge von Matto Grosso mit einer weit sichtbaren kegelförmigen, hohen Kuppe, dem Cerro Margarita. Zu unserer Linken zog sich das circa 200 m hohe Gebirge, das ganz bewaldet war, noch Meilen weit parallel zu unserer Route weiter. Wir zählten 22 Kuppen, die darüber hinausragten, und im Norden schloß dieser Gebirgszug durch einen von der Natur gesetzten, prächtigen Grenzstein, nämlich den Berg Cerro de los reyes. Berg der Könige, wie ihn die Bewohner der Küste nennen. Er ist gleichsam der Grenzstein Paraguays vor dem Apa, dessen Wasser nicht weit entfernt in den Paraguaystrom münden. Man sagt, es sollen Quellen und Wasseradern auf ihm existieren, was sehr wahrscheinlich ist, denn ich sah an einem schönen Morgen seine Kuppe von einem allerdings niedrigen Wölkchen oder Nebelschleier behangen, so daß sie wohl mindestens 300 m über der Ebene hoch sein wird.

Rechts von uns zogen gleichfalls Gebirgs- oder richtiger Hügelketten, die sanft gewellt und weit weniger hoch waren, nach Norden. Leppiges Grün überzog die ganze vor uns liegende Ebene, die vor kurzem durch irgend einen Zufall abgebrannt war, da das Feuer meilenweit wandert. Dadurch hatten wir den Vorteil, durch kurze saftige Gräser zu marschieren, die einen Ueberblick gestatteten und nicht, wie ein wildes Dschungel, Schritt und Tritt hemmten. Unsere Reittiere rasteten hier und trankten am nahen Bache, während wir unser karges Mahl aus trockenem Brote, einigen Sardinen und einer Tasse Kaffee verzehrten. Aber wer

kümmert sich viel in der herrlichen Natur um den verwöhnten Gesellen, den man Magen nennt; der geistige Aufschwung des Herrn duckt den Diener unter. Denke sich der liebe Leser, daß wir auf einem Fleck Erde verweilen, so schön wie ihn der liebe Gott nur eben hat machen können, und daß nichts davon der großen Masse der Menschen bekannt ist, da keine einzige Karte, die wir bei uns führten, von den Gebirgen, Bächen und Wäldern etwas verrät. Die älteren Karten des nördlichen Paraguays des Herrn von Morgens- stern schweigen sich aus, aber auch die neueste von Bourgade 1889 enthält rein nichts, das der Wahrheit entspräche. An Stelle der langen, breiten, parallelen Gebirgszüge mit ihren zahlreichen



Markieren zweijähriger Ochsen.

Kuppen sieht man darauf getüpfelten Wald und quer vor dem Alpa ist ein langer Gebirgszug von Westen nach Osten gezeichnet, der einer Raupe gleicht und nie so aussehen kann. Wollten doch gelehrte Männer und besonders Naturforscher hierher kommen und die Gegenden untersuchen und aufnehmen, Gebirge, Flüßchen und Wälder erforschen. Ewiges Schweigen ruht darauf, und die Wanderer, die diese Einsamkeit nach monatlichen oder vierteljährigen Intervallen vielleicht besuchen, können sich nicht aufhalten. Da heißt es: Wo die Nacht zubringen? wo ist Wasser, wo sind die Pferde sicher? Uebermorgen müssen wir den Grenzfluß überschreiten, warten wir, und regnet es, wird die Sache vielleicht lebensgefähr-

lich. Auf der Reise hin und her auf paraguayischem Gebiet begnügten wir nicht einem einzigen Reiter, nur auf brasilianischem Territorium solchen, so wenig wird die Gegend betreten! An Vögeln sahen wir nur einsame Falken und Geier, die über dem Walde schwebten und das Bild der stillen und großen Einsamkeit nur erhöhten. Munteres Vögelgezwitscher fehlt, einige freischwebende Papageien und Aras sieht man, aber selten. Wir durchschreiten fast alle 5 oder 6 km einen kleinen Bach, so reich ist die hügelige Ebene vom Gebirge her bewässert, und lagern uns Abends in der Nähe des Landenje.

IX. Der Rio Apa.

Der Landenje sollte uns noch eine aufregende Abwechslung bringen. Wir kampierten Abends unter einem Baum, um den Nachttau abzuhalten, und unterhielten in der dunklen Nacht ein helles Feuer. Mein Pferd und die drei Maultiere waren angepflückt und grasten. Ich streichelte meinen Braunen, da er sich in den letzten Tagen gut gehalten, obwohl er schlecht gelebt hatte, und gab ihm eine Büchse Hafermehl, das wir uns für unsere eigene Ernährung mitgenommen. Er schien zufrieden. Nach einiger Zeit war er aber in der Nacht verschwunden, sei es, daß ihn der Hafer gestochen, oder nur die leidenschaftliche Liebe zur gewohnten Weide und früheren Gesellschaft ihn fortgezogen hatte. Er gehörte zu den Pferden, die sich schlecht für lange Touren eignen, Stride zerreißen, Flüsse durchschwimmen und selbst unter den Drähten der Einzäunungen durchkriechen, alles nur, um zu ihren tierischen Freunden und bekannten Weiden zu gelangen, denn im Stalle lebt ja keines. Der Schlingel hatte sogar eines der Maultiere, das stets an seiner Seite war, mitgenommen, und als wir den Abgang bemerkten, hatten die Tiere schon einen Vorsprung. Pantino, der Paraguayer, hatte es zuerst in der Dunkelheit erkannt und war zu Fuß nachgelaufen, in der Hoffnung, das Pferd zu fassen, da es den Riemen aus roher Haut, an dem es gebunden, nachschleppte. Aber alles war vergebens, er kam resultatlos zurück. Da blieb nichts anderes übrig, als daß meine beiden Begleiter die übrigen beiden Maultiere in der Nacht noch sattelten und nachritten, einer allein konnte schwerlich die Tiere fangen, und noch schlechter mit dreien zurückkehren. Ich nahm Abschied von meiner Begleitung und war nun ganz allein in der Wildnis. Wir sprachen ab, daß, wenn in 30 Stunden die Tiere und Menschen nicht zurück wären, ich dann allein zu Fuß weiter marschieren und den Paß San Carlos, wo es Wohnungen gab, erreichen wollte. Sattelzeug und Gepäck wollte ich im nahen Wäldchen verbergen und zu Fuß die fehlenden 30 bis 35 Kilometer zurücklegen, denn zurück ohne Pferd mochte ich nicht — es klangen mir die Worte des Doktors in den Ohren, in drei bis vier Tagen werden wir Sie ja wieder sehen!

Mit Schmerzen wartete ich lange in meinem Lager. Ich schleppte Wasser und Holz herbei, briet mir etwas hartes, getrocknetes Fleisch und las Zeitungen, von denen ich einige bei mir hatte. Aber um das Feuer in nächster Nacht zu unterhalten, mußte ich einen schweren, trockenen Baumstamm, den ich fand, herbeischleppen, und mich selbst, um ihn zu bewältigen, mittelst einer Leine vorspannen. Mittelst meines Jagdmessers konnte ich ihn nicht zerhacken, und nur mit größter Anstrengung gelang mir der Transport. Dann schnitt ich mir trockene Palmenblätter und legte sie bereit, da sie in der Dunkelheit als Fackeln dienen sollten, um gegebenen Falls schnell die Umgebung hell zu erleuchten. Denn ich war nicht sicher, ob in der Wildnis nicht ein Jaguar mein Lager besuchen würde, oder, was schlimmer, räuberische Menschen mich bedrängen würden. Meine gute Büchssflinte, mein Revolver, mein Messer und Munition waren zur Hand. Da die Lebensmittel, die man mitschleppen kann, nach einigen Tagen Marsch knapp geworden waren, konnte ich nicht auf unbestimmte Zeit warten. Zu schießen gab es gerade nichts, wie gewöhnlich, wenn man darauf erpicht ist. Aber zum Glück kamen Tiere und Menschen nach 24 Stunden an. Weit hatte man die Flüchtigen verfolgen müssen, nun war Alles durch den doppelten Weg sehr erschöpft. Ich machte Ohlsen lebhafte Vorwürfe über die leichtsinnige Art, wie er das Pferd befestigt hatte; er meinte aber, so etwas könne Jedem passieren.

Die Leute stärkten sich, wir tranken die letzte Flasche Wein, rauchten und kochten Kaffee. Aber schon nach der zweiten Stunde des Wiedersiehens lagen sie infolge der Erschöpfung in tiefem Schlafe; ich wachte noch lange und beschaute den prächtigen Sternenhimmel. Melancholisch klagende Töne des Nachtvogels schallten aus dem Walde, Eulen huschten hin und her und fingen Feldmäuse, die auch in der Einsamkeit nicht fehlten, den anderen Morgen fand ich eine tote Feldmaus unter meiner Satteldecke, die offenbar Wärme und Schutz gesucht und an unseren Brosamen genascht hatte, und nun erdrückt da lag. Ich hatte unbewußt als Mausefalle gedient.

Andern Tags passierten wir das flüßchen Lande nje, das die hügelige Landschaft durchfließt, und von schmalem Waldsäume eingefast ist. Wunderbar schöne Akazienbüsche mit großen weißen Blumen, aus denen faustgroße, blutrot gefärbte Büschel Staubgefäße über das Wasser niederhingen, machten einen heiteren Eindruck; Schmetterlinge in blauen und perlmutterartigen Farbentönen huschten hin und her, und bemerkte ich auch mehrere Klassen der schönen Pfauenaugen, die auf dunklem Grunde die prächtig blauen Farben des Pfauens tragen. Alles atmete wieder Freude.

Das Bett des Baches bildeten Kalkiesel und Tonschieferplatten, sein Wasser war klar, frisch und in dickeren Schichten dunkelgrün gefärbt, so wie man es an Bergbächen gewöhnt ist. Kleine dunkel gefärbte Fische schossen zu hunderten hin und her. Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Apa und in einer der

schönsten Gegenden Paraguays. Die Ebene wurde jetzt reich an Wild. Ein Rudel der kleinen Bisamtschweine durchquerte unsern Weg, und sofort wollten die Gefährten in jugendlichem Feuereifer zur Jagd übergehen. Ich hielt sie zurück, denn mit Maultiern in eine Herde zu geraten ist gleichbedeutend mit einem Schiffbruch in der Wildnis; wir würden Tiere, Sattelzeug und Gepäck zum größeren Teile sicher verloren haben.

Uns wie zum Trotz kam bald darauf noch ein Rudel Hirsche zu Gesicht, die im Grase weideten, uns verdutzt ansahen und sich langsam nach dem Gebirge hin zurückzogen. Auch diese konnten wir mit ermüdeten Tieren und Menschen nicht jagen, aber das letztere besorgte ein großer Wolfsfuchs, Aguarra guazu, der mit seinen großen, schwarz geränderten Ohren und braunrotem Felle im Grase kurz vor uns aufging und im Begriffe stand, das Rudel zu beschleichen. — Welch ein herrliches Gelände, um hier Estancias anzulegen und Viehzucht zu treiben!

Wasser im Rücken und Wasser vor uns, denn wir waren nur noch wenige Meilen vom Apa, und die saftigsten Gräser ringsumher. Gramillaarten und das blaugrüne pasto colorado, das, wenn es trocken wird, eine rote Färbung annimmt, waren vorherrschend. In der Nähe des Apa fanden sumpfige Stellen, wo das bei Regengüssen übergetretene Wasser stehen geblieben war. Aber auch diese Stellen sind nicht wertlos. Bei gelegentlicher Dürre findet das Vieh dort stets saftiges Futter. Schnepfenarten, durch ihren langen Schnabel kenntlich, Wasserschühner, Fischreiher und gelegentlich Flamingos, schwarze Schwäne und der wegen seines Kopffederschmuckes so sehr geschätzte Mirasol (weiße Fischreiherart) pflegen sich an den Sümpfen des Apa herumzutreiben, auch der große Hirsch, *cervus paludicus* Burmeister, ist der ständige Gast hier.

Wir nahmen nun Abschied von den schönen blauen Gebirgszügen, die uns zur Linken auf sechs bis sieben Kilometer stets begleitet hatten, warfen noch einen Abschiedsblick auf den Bergfegler Cerro de los Reyes, durchritten dann einige Kilometer Sümpfe mit hohem Niedgras und befanden uns dann im Urwalde, welcher den Grenzfluß Apa zu beiden Seiten, dicht umfaßt. Haudhohe Bambusrohre umgaben uns zu beiden Seiten, weißblühende Gebüsche und niedriges Unterholz. Darüber hinaus ragten die violetten und gelben Gipfel der hohen Lapachobäume und Urwaldriesen unbekannter Art, auf deren trockenen Nestern sich Pavos del monte, eine Art wilder Truthähne, um ungestört ausschauen zu können, herumtraben.

Wir näherten uns dem Wasser und erblickten nun den zwischen majestätischen Urwaldbäumen dahinsfließenden Apa, ein dunkelgrünes Wasser von der Breite der Mosel. Sein Bett besteht aus tertiären Sedimentsandsteinen, die, von roter Farbe und grotesker Schichtung, steil am Fluße im Laufe der Jahrhunderte ausgegast waren.

Dann kamen wir zu einer Verbreitung mit sanftem, sandigem Abstieg und ebensolchem Aufstieg auf der anderen Seite, und hier liegt eine elende Hütte, die ein Kanoe unterhält und sich das Uebersetzen von Mensch und Tieren gut bezahlen läßt. Wir gaben ein Zeichen und es näherte sich ein schwankendes Boot, in dessen Inneres Wasser rieselte und dessen Jugen mit Lehm verstrichen waren. Es konnte sich so 15, vielleicht 20 Minuten über Wasser halten, wenn man fortwährend gleichzeitig ausschöpfte, und die Zeit des Flottierens mußte zum Uebersetzen benützt werden. Wir zogen uns halbnackt aus, um vorkommenden Falls schwimmen zu können, aber man benützt doch lieber ein schlechtes Boot, als sich in unbekannte Flüsse zu wagen, deren Wasser, wenn sie breit sind, stets Krokodile und Raubfische enthalten. Es ging gut; die Pferde und Maultiere wurden entsattelt und an die Halfter mit langen Leinen genommen. Schnaubend und pustend schwammen sie neben dem Kanoe her, und nach mehrmaligem Uebersetzen war Alles im Trockenen. Wir waren in Brasilien.

Die Natur bleibt fürs Erste dieselbe, aber die Menschen und ihre Sprache sind schon anders. Ein baumstarker Portugiese, ein Farmer, mit ansprechenden Zügen erwartete uns auf der brasilianischen Seite, wechselte mit uns Phrasen der Höflichkeit und suchte uns auszufragen. Eine Doppelpistole stak in seinem Gürtel. Durch die Gewohnheit, die Waffen offen im Gürtel zu tragen und dazu noch langläufige doppelte Reiterpistolen, die meist mit Silber reich eingelegt sind, machen die Bewohner Matto Grosso's äußerlich einen entschieden räuberhaften Eindruck. Der Brasilianer ist aber durchweg ein anständiger Mensch, der mehr Sinn für Recht und Gerechtigkeit hat, als wie es leider in den Nachbarländern der Fall ist. Für den Menschen mit ehrlicher Gesinnung ist sein Umgang nicht unangenehm. Für den Pferdedieb, Viehdieb, Räuber und Mörder ist er aber die verkörperte Lynchjustiz. Kommt so etwas vor, dann tun sich die Nachbarn in Ruhe zusammen, bewaffnen ihre Knechte, die sie Camarados nennen, und ziehen dann aus, als wenn sie Spagen schießen wollten. Wird der Uebeltäter ergriffen, so wird er kaltblütig getötet, und man geht wieder an seine Arbeit, als wenn nichts geschehen wäre. Man benachrichtigt keine Polizei, da diese schon in den La Plata-Staaten nur in den großen Städten wohlorganisiert, aber auf dem Lande recht mangelhaft ist. In Matto Grosso mit seinen Rieseneutfernungen sind hingegen kaum Spuren einer Polizei vorhanden, und diese sind häufig entlassene Gefangene. Es herrscht daher ein durchaus patriarchalisches Prinzip in diesen Einöden: der Herr ist nicht nur Ernährer seiner Familie, sondern auch deren Beschützer: er ist Polizist, Richter und ausübende Gewalt, alles in einer Person vereinigt. Die Ruhe und Sicherheit ist dabei mindestens ebenso groß, wie in den Nachbarstaaten.

In der nahen Hütte fanden wir beim Fährmann Unterkunft. Er hieß Antonio Gonzales, war Paraguayer und gab uns

über die dortigen Verhältnisse die beste Auskunft. Wir ruhten uns in einer Hängematte aus, aber nur im Freien, die Hütten, die wir sahen, waren sehr elend und mit Weibern und Kindern belegt. Wir befanden uns am Pazo San Carlos, auf der Karte ein schönes, prächtiges Dorf, so fett ist der Ort mit Druckerschwärze hingemalt, in Wirklichkeit aber nur aus drei oder vier Hütten bestehend, von denen die eine noch dem brasilianischen Zollwächter dient, welcher hier einen Ausfuhrzoll von drei Milreis (3 Mark) per Stück Vieh erhebt.

Wir gingen nochmals zum Flusse zurück und beschauten seine tiefen, grünen Wasser. Es wurde gerade eine Viehherde nach Paraguay durchgetrieben. Unter großer Mühe gelang es, das Vieh ins Wasser zu treiben, obwohl Leitochsen voranschwammen. Die Tiere scheuten sehr das tiefe Wasser; sie wurden gezwickt, mit Peitschen geprügelt, man drehte an den Schwänzen und das Geschrei der Leute ängstigte sie noch mehr. Doch es schwamm endlich durch; die Kälber wurden mit gebundenen Füßen mittelst des Kanoes übergesetzt.

Oberhalb der Furt sahen wir mächtige Bäume aus dem Wasser ragen, die aus dem Uferwald hineingestürzt waren; schon deshalb wird der Fluß schwer zu befahren sein, auch wenn es mehr Menschen an seinen Ufern gäbe. Aber man hat doch versucht, ihn für die Schifffahrt auszunutzen, um ihm die großen Frachten von Yerbatee, die jetzt per Ochsenkarren aus dem Innern kommen, aufzubürden. Bis jetzt aber hat er seine Wildheit bewahrt und ist noch unbezwungen.

(Der weitere Teil der Reise spielt auf dem Boden der brasilianischen Provinz Matto Grosso. Wir behalten uns vor, darüber in einer späteren Nummer zu berichten, da uns hier zunächst die rein paraguayischen Verhältnisse interessieren.)

X. Von Asuncion zur bolivianischen Grenze.

Es war Anfangs Februar, als ich Asuncion verließ und ein ungewöhnlich heißes Jahr dazu. Bei 35° C. Mittags im Schatten, eine Temperatur, die manchmal noch höher stieg und Nachts und Morgens nie unter 30° C. fiel, pflegt niemand zu reisen, der nicht muß, da die Wärme im lustigen Hause und in der Hängematte Mittags noch leicht zu ertragen ist, hingegen an Bord eines engen Dampfers auf dem oberen Paraguay doppelt schwer auf dem Reisenden lastet. Da hören bald die Eisvorräte auf, die man von Asuncion mitgenommen, und wer es nicht ohne viel Trinken aushalten kann, ist ein verllorener Mann, ein erbarmenswertes Geschöpf, das wie ein Häufchen Elend in einem Winkel des Schiffes liegt, mit erschlafren Gesichtszügen, nasser Wäsche und gerötetem Körper, auf dem sich alle Zeichen des gefürchteten „roten Hundes“ zeigen. Dieses letztere Tier ist zwar nur ein ungefährlicher Hautausschlag, ein Hitzefriesel, aber er beißt seinen unfreiwilligen Besitzer ohne Erbarmen und

läßt ihn nicht eher wieder los, als bis ein kühleres Klima ihn vertreibt.

Das waren schöne Aussichten zu einer Reise nach Corumba in Brasilien bei jener Jahreszeit, und wenn ich zu meinen Freunden davon sprach, zeigten sich die Zeichen des Erstaunens auf ihren Gesichtern. Aber ich dachte: „Es muß ja doch sein; wo es andere Menschen aushalten können, kannst du auch mitmachen; gerade die heiße Zeit muß dort oben lehrreich sein.“

Es herrscht in Süd-Amerika die schöne Sitte, daß Freunde und Bekannte an Bord fahren, um dem Reisenden Lebewohl zu sagen und ihm die letzte Stunde vor der Abfahrt leichter zu machen. Wir tranken wie gewöhnlich einige Cocktails, es wurden noch Aufträge gegeben, Empfehlungsbriefe eingehändigt, und dann verließ der Dampfer unter den langgezogenen Tönen seiner Dampfpfeife, drei Mal salutierend, den Hafen.

Was mich veranlaßte, zu jener heißen und ungewöhnlichen Zeit zu reisen, waren die Sorgen um meine Rinderherden, die am oberen Fluße weideten. Große Wasserfluten, die die Ufer des Paraguay seit Wochen überschwemmten und noch täglich an Ausdehnung zunahmen, machten den Aufenthalt der Tiere an der Flußküste gefährlich, und obwohl ich wußte, daß treue Aufseher über jene wachten und die Rinder von der Küste abtrieben, so kommt es doch häufig vor, daß Herden ringsum von Wasser eingeschlossen werden, daß Tiere und Menschen dann keinen Rat mehr wissen und erstere elend erlaufen, während sich die letzteren in kleinen Kanoes retten können. Man sieht häufig genug bei den großen Uberschwemmungen, die sich jedes Jahr wiederholen, aber nur alle 7 oder 10 Jahre wirklich gefährlich sind, Tierkadaver den Fluß hinuntertreiben und einzelne Pferde und verlassene Rinder mitten im Wasser auf einer Insel weiden. Steigt dann der Fluß noch vielleicht 12 Zoll weiter, so sind sie verloren, das Gras wird ihnen entzogen, sie stehen ratlos im Wasser, werden steif und sterben. An das Retten halbwilder Tiere ist nicht so leicht zu denken, denn Fahrzeuge können meist nicht herankommen, und wo wollte man solche in den Uberschwemmungsgebieten, die Tausende von Quadratmeilen umfassen, hernehmen?

Die tropischen Regengüsse in den Quellgebieten des Paraguay und Parana erzeugen diese Uberschwemmungen, die mit dem Nil die Regelmäßigkeit der Naturerscheinung gemein haben. Große Lagunen und unerforschte Sümpfe von riesiger Ausdehnung, welche beide Ufer des oberen Paraguay einfassen, und nur durch einzelne Gebirgszüge und Bodenerhebungen unterbrochen werden, bilden, ähnlich wie das Seengebiet des zentralen Afrikas, den großen Natur-Schwamm, der das Wasser einigermaßen zurückhält und den Abfluß auf 4 bis 5 Monate verteilt. Aber es gehen doch viele Herden dabei jährlich zu grunde. An der bolivianischen Grenze, dort wo Cibilis in Matto Grosso seine großen Schlächtereien bei Descalvados besitzt, um Fleischertrakt und Bouillon herzustellen,

rechnet man den Verlust an Rindern auf jährlich 5000, die in den Sümpfen von Corumba zu grunde gehen, denn sonst müßten sich die Herden stärker vermehren. Der wenig oder nichts kostende Einstand des Viehs wird aber durch die Natur doch gedeckt. In den Sümpfen führen aber idyllisches Dasein der cervus paludicus, der große Sumpfhirsch, welcher von Wasserpflanzen lebt, das Wasserschwein Cavybosa, und, auf dem Fuße ihnen folgend, die Jaguare, deren zahlreiche Felle in Corumba Zeugnis von ihrem häufigen Vorkommen ablegen; endlich bevölkern unzählige Scharen von Wasservögeln jene weiten und für den Jäger so interessanten Gebiete.



Zweijährige Ochsen im Corral.

142

Oberhalb Muncion liegt ein merkwürdiger Felsen im Strom; so senkrecht und so einsam ragt er aus dem Wasser, wie der Schillerstein im Bierwaldstädter See, nur daß die Sage ihn nicht verherrlicht hat. Farnkräuter wachsen auf seinem schmalen Schettel. Vergebens erkundigte ich mich, da er für eine Sage wie gemacht zu sein schien, ob sich nicht eine indianische Königstochter, die in unglücklicher Liebe zu einem Bleichgesicht entbrannt war, von ihm in den Strom gestürzt hätte. Aber es wurde mir kühl an Nord erwidert: „Alle Indianerinnen können wie die Fische schwimmen,“ und so war es also nichts mit der Sage. Indessen kommen die Indianer von der Chacofseite, um in seiner Nähe zu

fischen, und wo es Fische giebt, fehlt es auch nie an Krokodilen, die von den Rothhäuten noch mehr gesucht werden als deren Fische-
nahrung. Das Krokodil (yacaré) bildet die tägliche Nahrung des
Wilden, welcher an den Küsten umherstreift. Es wird geöffnet,
mit Holzstäben aufgespannt und am Feuer geröstet; sein Fleisch ist
weiß wie Fischfleisch.

Zwischen prächtigen Urwäldern führen wir nun einher, indem
wir uns Villa Concepcion, der nördlichsten Stadt Paraguays,
näheren. Leider sind dieselben dicht an der Küste stark durch die
Art gelichtet, aber die entfernter liegenden Partien lassen durch die
hoch aufragenden Baumkronen ahnen, welch herrliche Urwaldriesen
dort noch seit Jahrhunderten aufbewahrt sind. Zwischendurch ist
der Wald mit 25—30 Meter hohen Palmen durchsetzt, deren Wipfel
sich ruhig und majestätisch im lauen Winde hin und her wiegen.
Es ist die Abart der schwarzen Palme (palma negra), deren
kerzengerader und dünner Stamm mit jener herrlichen und buschigen
Krone dem Reisenden durch seine Schönheit auffällt. An dem
oberen Paraguay wird ein lebhafter Holzhandel getrieben,
Quebrachoholz, Lapacho und wie alle die harten mahagoniartigen
Hölzer heißen mögen, werden dort geschlagen und mit ihnen auch
die schwarze Palme in großer Menge. Streng genommen giebt es
kaum noch schwarze Palmen, denn die man so nennt, sind nur
rote Palmen (palmas coloradas), die nach Ansicht der ältesten
Palmschläger genau dieselben Bäume sind, nur von geringerem
Alter wie die schwarzen Palmen. Die schönen Bäume werden, ob-
wohl sie vielleicht 60—100 Jahre alt sind, für unglaublich wohl-
feilen Preis niedergeschlagen und verkauft und gehen theils in
Flößen, theils verschifft, den Fluß hinunter nach Rosario, Buenos
Aires und Montevideo, wo sie als Bauholz, Dachsparren und vor
allem als Telegraphenpfosten vielfach Verwendung finden. Ein
Palmschläger, der in Afford es übernimmt, 20 000 Palmen an die
Küste zu liefern, erhält pro Stück nur 50 Pfennige für seine Arbeit,
seine Ochsenkarren, die auf ungebahnten Wegen arbeiten müssen,
und für sein Misiko, das er läuft, indem er den Arbeitern Vor-
schüsse und Lebensmittel giebt. Er arbeitet aber zum Theil mit
wohlfeilen Indianern, denen er ein baumwollenes Hemd schlechtesten
Qualität für 4—5 Mark verkauft, und denen er außer der Kost,
bestehend in Maiskolben und sehr wenig Fleisch, einen Monatslohn
von nur wenigen Mark zahlt. Es gelingt dem Palmschläger häufig,
sich mit einem Indianerhäuptling abzufinden, wonach derselbe für
einige Stuten, die unter den Indianern sehr hoch geschätzt werden,
und für einige verrostete Flinten und etwas Pulver und selbstredend
der ärmlichen Kost die ganze Arbeit mit seinem Stamm übernimmt.

So kostet also der über 6 Meter lange Palmpfosten an Lohn
50 Pfennige, bis er am Einschiffungshafen lagert. Jetzt erhebt aber
der Besitzer des Palmwaldes, der in der Nähe der Küste wertvoll
ist, einen ebenso hohen Preis bei dem Verkauf, so daß die verschifft
Palme 1 Mark einsteht. Die Fracht macht über das Doppelte aus,

so daß der Palmpfosten in Buenos Aires bereits 2½ Mark einsteht und zu 3—4 Mark verkauft wird. Argentinien erhebt Eingangszoll für Holz, welches aus Paraguay kommt. Es werden jährlich im oberen Paraguay etwa 100 000 Palmen geschlagen und eben so viele laufende Meter Hartholz verkauft. Der Stamm des Letzteren wird an Ort und Stelle mit etwa Mk. 1,30 bis 1,50 per laufenden Meter bezahlt, der 10 Zoll breit und ebenso dick sein muß.

Dünnere Holz wird nur gegen bedeutenden Abschlag im Preise empfangen. Dickere wird im Verhältnis der Kubikmenge bezahlt. So würde ein Stamm von 4 kantig behauenen Holze von 20 Zoll Dicke und 20 Zoll Breite kosten: $4 \times 1,50$ Mk., also pro Meter 6 Mark. Der Ausfuhrzoll ist gering, aber die Fracht beherrscht das ganze Holzgeschäft, das sich nur bei wohlfeilen Frachten einigermaßen lohnt.

Die Verfrachtung von Palmen auf Flößen hat sich nie recht bewährt, denn die frisch geschlagene Palme schwimmt nicht und geht wie Blei unter. Ist sie hingegen einige Monate ausgetrocknet, so geht es mit dem Schwimmen besser, aber im Wasser saugt sie sich wie ein Schwamm wieder voll, und wenn dann die Floßfahrt nicht programmäßig geschwind verläuft, so geht das Palmfloß unter. Schreiber dieses hat einmal ein solches von mehreren Tausend Palmen verloren, die in den Schlammhängen bei Goya in Corrientes lagen, und bei sehr niedrigem Wasserstande strandeten, so daß wenig Hoffnung vorhanden ist, sie wieder zu Gesicht zu bekommen. Mit der Zeit versanden dann auch die Hölzer und werden zugeschwemmt, und es wächst auf der Sandbank Gras. Man kann gelegentlich auf den Sandbänken des Parana Schiffe liegen sehen, aus denen Gras heraus wächst, wie ich dies bei Goya bemerkte. Übungsversuche lohnen sich meist bei alten Kisten nicht, und so bilden dieselben häufig neue Sandbänke und Hindernisse für die Schifffahrt.

Wir nähern uns jetzt, zwischen flachen Ufern, die mit Palmwäldern besetzt sind, hinsahrend, allmählich dem Städtchen Villa Concepcion, das man in 36 Stunden von Union Junction erreicht. Es macht auf hohem Ufer mit seinen sauber getünchten Häusern einen vorteilhaften Eindruck. Eine gute Landungsbrücke mit Dampftrahn und Zollhaus ist vorhanden, und zur Ueberraschung des Reisenden sogar ein Telephon und eine Pferdebahn. Letztere zieht mit Musik durch die Stadt, eine Ertrungenschaft, um die sie eine Großstadt beneiden könnte, wenn sie nicht so fragwürdig wäre. Aber in jenen Breiten — wir befinden uns genau auf 23° südl. Breite, unter dem Wendekreis des Steinbocks — nimmt man es nicht so genau, wenn zwischen den Ruten einige Böcke geschossen werden.

Villa Concepcion ist die zweit bedeutendste Stadt des Landes nach ihren Zoll-Einnahmen und der Bedeutung ihres Handels, obwohl sie in ihrem Weichbilde von nur etwa 6000 Einwohnern bewohnt ist. Es befinden sich in ihrer Nähe die bedeutendsten Teewälder des Landes, zahlreiche Estancias, auf denen

Viehzucht getrieben wird, und große Wälder, in denen Holzschläge stattfinden. Hingegen ist der Ackerbau bei so geringer Einwohnerzahl des großen Departements, das bei 3000 □ Meilen Oberfläche, (51 000 □ km), nur etwa 12 000 Ansiedler hat, unbedeutend und deckt nicht den eigenen Konsum an Mais, Bohnen, Tabak und anderen Dingen. Nur der Kaffeestrauch wird mit größerem Eifer angebaut. Bei Villa Sana giebt es eine französische Ansiedlung, welche 40 000 Pflanzen besitzt, und in diesem Jahre zum erstenmal 15 000 vierjährige Bäumchen aberntet. Die Gegend selbst gehört zu den fruchtbarsten von Paraguay; Alles, was man pflanzt, gedeiht vorzüglich, so Zuckerrohr, Tabak, Orange, Banane und die Weintraube, aber es fehlt an Menschen, die sich damit abgeben wollen zu pflanzen. Die Teewälder und die Viehzucht geben zur Zeit noch reichlich Verdienst, und stets herrscht Nachfrage nach Arbeitern. Die Yerba-Mate wird in großen Wagenzügen mit Ochsenkarren 50 span. Meilen aus dem Innern nach der Stadt gebracht und in lustigen Schuppen bis zur Verschiffung gelagert. 400 000 Arroben oder über 4 Millionen Kilos dieses wertvollen gelbgrünen, aromatischen Tee werden über Villa Concepcion jährlich verschifft. Das Kilo kostet dort 90 Pfennige, ist aber im Kleinverkauf nicht leicht zu haben, da die 3 oder 4 großen Gesellschaften sämtlich im Auftrage von großen Buenos Aires-Häusern Handel treiben, und von dort mit Geldmitteln und Vorschüssen versehen werden.

Ein großer Teil der grob gepulverten Teeblätter der Yerba kommt aber schon bereits nicht mehr aus dem oberen Paraguay, sondern jenseits der Grenze von Brasilien aus Matto Grosso her, da Villa Concepcion der natürliche Verschiffungshafen des südlichen Teiles von Matto Grosso ist und auch als Einfuhrhafen für jenen Teil Brasiliens dient. Viel Geld verdienen fast alle Handlungshäuser von Villa Concepcion mit Brasilien, indem sie im Austausch billige Eisenwaren, Baumwollstoffe, Petroleum und vor allem Salz nach dem Innern liefern, und dafür den wertvollen Tee, trockene Häute und Schlachtvieh ausführen. Neuerdings kommt noch zu den wertvollen Ausgangsprodukten ein wenig Gummi elasticum oder Kautschuk, der von der brasilianischen Grenze her stammt.

Salz ist eines der wichtigsten Einfuhrartikel für Matto Grosso, weil das Rindvieh ohne eine monatliche Salzgabe von etwa einer Unze pro Kopf nicht gedeiht und in der Vermehrung zurückbleibt. Wie überall in der Welt, findet man auch einige deutsche Landsleute dort, denen es meistens gut geht. Ein größeres deutsches Import-Geschäft hat sich im letzten Jahre dort mit Remscheider Kapital etabliert, um vor allem die viel begehrten Artikel der rheinischen Stahlindustrie nach Matto Grosso zu importieren. Aexte, Waldmesser, Hauer, Scheren und Messer aller Art sind nebst Stahldraht zum Einzäunen der Viehweiden dort vielbegehrte Artikel.

So blüht Villa Concepcion und macht von Jahr zu Jahr Fortschritte in Bauten, Handel und Bevölkerung, es gehört dank seiner vorzüglichen Lage am Paraguayflusse und seiner Verkehrsstraßen nach Brasilien hin, zu den zukunftreichsten Städtchen der Republik.

Nachdem wir in Concepcion frisches Fleisch und Geflügel an Bord genommen, fuhren wir weiter stromaufwärts in die endlose Wasserfläche der Uberschwemmungsgebiete hinein. Die Umgebung des Städtchens stand beinahe auch schon unter Wasser, das bei Asuncion 7 m hoch gestiegen war, und alle Schiffsverste und die am Flusse gelegenen Ziegeleien unter Wasser gesetzt hatte. Es lagerten schwere, geballte, ockerfarbige und weiße Wolken am Horizont; von des Himmels Bläue war in den Tropen fast nichts zu sehen, sondern die ganze Luft war mit Wasserdunst erfüllt und machte den Aufenthalt an Bord unerträglich, da kein Windzug uns umfächelte. Aus dem Wassermeer ragten in Längstreifen, parallel zum Flusse, die höheren Partien der zahllosen Inseln und Inselchen, die noch nicht ganz bedeckt waren und durch ihre Baumkronen dem Schiffe den Weg wiesen, den es zu nehmen hatte. Denn bei den großen Wasserfluten ist die gewöhnliche Fahrerinne mit ihren Ufern bedeckt, und der Schiffer muß, die Bleisonde werfend, gleichsam tastend dem alten Flußbette folgen, wenn er nicht unliebsam plötzlich über die alten Ufer hinausfahren und in seichtem Wasser festgehalten werden will. Das Tierleben scheint zu diesen Zeiten wie erstorben. Die Krokodile, welche für gewöhnlich in langen Reihen zu Hunderten die Sandbänke des Flusses einfassen, um sich zu sonnen, und auf die dann vom Dampfer aus eine Kanonade aus Revolvern und Büchsen zu beginnen pflegt, wenn sie sich zeigen, sind jetzt verschwunden, da es keine trockenen Sandbänke mehr giebt. Sie fischen nun in seichten Flußarmen und erwarten die Zeit, in der die liebe heiße Sonne wieder den kalten Leib der Saurier erwärmen wird. Die Reiher, Störche und andere Stelzvögel und auch die Schnepfenarten meiden gleichfalls die Hochfluten. Sie befinden sich ebenfalls weit landeinwärts an kleinen seichten Flußarmen, wo sie Nahrung finden, die ihnen der zerstörende und Alles mit sich fortreisende Strom nicht geben kann.

Palmwälder folgen zu beiden Seiten des Flusses in schier unendlicher Abwechselung am Horizont, Weidengebüsche und die rotblühenden Ceibo-Bäume in nächster Nähe; zwischendurch, im Mittelgrund der Landschaft, prächtige Urwälder mit einzelnen hohen Miesebäumen, von denen Lianen und andere Schmarogerpflanzen ihre Luftwurzeln wie lange Schiffstau nach dem Boden senden.

Fährt der Dampfer am Ufer entlang, so wogen ganze Grasflächen desselben wie Kornfelder hin und her, durch den Schaufelschlag der Räder in Bewegung gesetzt. Hier und da findet man auch wohl die verlassen Hütte eines Holzhauers, deren Schilddach noch aus dem gelben, erregten Wasser hervorragt. Dann bröckelt auch hin und wieder das Ufer ab und fällt mit einem kräftigen Plumps

in die Wogen. Oberhalb Concepcion passieren wir eine Farm, deren Hasen der patriotische brasilianische Besitzer „Puerto Alegre“ getauft hat. Ein langes Brett mit großen schwarzen Buchstaben auf zwei Holzpfehlen befestigt, markiert den Hasen und benachrichtigt die Schiffer, daß hier die Stelle des „Puerto Alegre“, nämlich des heiteren Hasens ist. Nun sah es freilich heiter genug hier aus; Alles unter Wasser, das Wohnhaus bis zum Dache und das stolze Brett mit seiner heiteren Inschrift darüber. Ein urkomischer Anblick!

Zur Chacoseite uns dann wendend, kommen wir zu Caragua Vuelta, einer Holzschlägerei von Pedro Nisso aus Montevideo und nahmen dort Brennholz für unseren Dampfer ein. Inselförmig ragt dieses noch trockene Ufer aus den Fluten. Zahlreiche braune Eingeborene halsen unter betäubendem Lärm Holzstücke herbeizuschleppen, Indianer stehen dabei und reichen sie weiter, und unter dem langsamen Zählen uno, due, tre füllt sich der Dampfer allmählich mit 1500 Scheiten Hartholz, wobei drei Stunden verloren gehen. Der Kapitän wettert und läuft in langen Schritten über Deck, um seinem Neger Lust zu machen. Er hat eben schlechte Nachricht bekommen. Sein Schwester Schiff, der Viehdampfer „Pollux“, liegt oberhalb und kann keine Ladung bekommen, da das Wasser hindert, Vieh heran zu treiben. Er drohte, er wolle den vermaledeiten „Pollux“ festbinden und nicht mehr fahren lassen, als wenn das eine Strafe für den altersschwachen Kasten wäre. Auf mich warf er wütende Blicke, denn ich war der Unglückliche, der die Fahrt des „Pollux“ veranlaßt und die Viehfracht versprochen hatte. Dann teilte er mir noch mit erzwungener Freundlichkeit mit, daß meine Arbeiter auf der Estancia gemeutert hätten, und Alle davon gelaufen seien, mithin an Vieheintreiben nicht zu denken sei.

Es war gerade wunderbar, was die guten Nachbarn sich Alles zu erzählen gewußt hatten, denn als wir weiter fuhren, und nach einer halben Stunde am Tagatiya landeten, war von allen den Hiobsbotschaften auch nicht eine wahr geblieben.

Der Kapitän hatte sich umsonst geärgert und umsonst seine giftigen Augenpfeile verschossen. Sein Dampfer „Pollux“ lag mit gehörnten Rindern gefüllt und zur Abfahrt bereit im Hasen. Eine Meuterei der Viehknechte hatte nie stattgefunden, wohl aber hatten die diesmal braven Kerle in der kurzen Zeit von 24 Stunden eine Einzäunung von Palmen hergestellt, ein sog. Brete, mit langem, schmalen Gang, um die Tiere vom Lande bis aufs Schiff treiben zu können, dann noch die Rinder zusammengelesen und eingeladen. Ich verabschiedete mich, stolz auf meine Leute, von dem Kapitän, der nun wie umgewandelt, sich seines Kleinmutes schämte, und dann fuhr ich ans Land.

Da stand mein treuer Westpreuße, der meinen Besitz verwaltet, und reichte mir die Hand. Er hatte tüchtig gearbeitet, denn der Dampfer kam überraschend und wollte seine Ladung haben. „Wie steht es mit dem Vieh?“ war meine erste Frage. — „4 Meilen

sind überschwemmt, aber es ist bis jetzt keine Gefahr vorhanden; das Ufer ragt noch 1 Meter über den Fluß hinaus, und wenn er noch weiter steigen sollte, treiben wir die Herden noch weiter nach dem Innern zurück.“ — Nun war ich beruhigt. Die 3000 Stück, welche am Flusse weideten, waren bereits zusammengetrieben und so vereinigt, daß ihre Wegnahme keine weitere Gefahr brachte, weil das Gelände sanft nach dem Innern zu ansteigt. Dort, in bedeutender Höhe über dem Flusse liegt auch die Estancia Tagatiya, soweit zurückgezogen, um theils der Uberschwemmungsgefahr zu entgehen, theils um vor Mosquitos sicher zu sein, die merkwürdigerweise in Paraguay nur an Flüssen und deren Waldbezirken vorkommen, aber das Innere des Landes ist so gut wie frei davon.

„Was giebt es Neues auf der Estancia?“ forschte ich weiter. — „Wir haben die Umgebung derselben aufgeräumt und 15 Schlangen totgeschlagen, meist Kreuzottern und Korallenschlangen, einige Klapperschlangen; — es klang dies wie eine zoologische Speisefarte — ein Junge wurde gebissen.“ — „Haben Sie gleich übermangan-saures Kali eingespritzt, das ich zurückgelassen habe?“ — „Ja, es hat geholfen; der Junge ist wieder hergestellt, nur geht er noch lahm.“

Ich hatte seither auf der Estancia nur selten Schlangen gesehen, aber es giebt auch Jahre, wo sie, wie die Hasen, sehr häufig sind, und besonders im Sommer, während sie sich in der Winterhälfte des Jahres verkriechen. In der Nähe menschlicher Wohnungen sind die Hühner die besten Schlangenvächter und zeigen durch ihre Unruhe und eigenthümliches Gekacker unfehlbar eine Schlange an. Man schlägt sie dann fast immer mit einem längeren Knüttel tot.

Der brasilianische Dampfer „Rapido“ landete anderen Tags an der Chacoseite bei der Quebracho-Extrakt-Fabrik von Carlos Casado, um den 300 dort beschäftigten Arbeitern Lebensmittel zu bringen. Es dauerte recht lange, bis die Säcke mit trockenem Schiffszwieback, Mais und Reis, die Kisten mit Zadenmudeln, Stärke, Waschblau, Kerzen, Petroleum und so manches andere gelandet war, und gab uns daher Gelegenheit, die Fabrik zu besichtigen. Ackerbau wird in dieser Gegend nicht mehr getrieben. Alle Lebensmittel müssen daher bis auf Schlachtvieh, das reichlich vorhanden, von unten kommen, indem alles verfügbare Menschenmaterial zum Verbeischaßen der Quebrachostämme und für die Fabrikarbeit, verwendet wird. Lange Züge von Karren, die mit Ochsen bespannt sind, bringen das rote, harte Holz — (Quebracho heißt Artzerbrecher) — aus dem Innern der unermesslichen Wälder an den Fluß. Casado besitzt an 3000 spanische □ Meilen Land, das zum großen Theil bewaldet ist, aber noch nicht 1 pCt. des Ganzen hat man seither ausnützen können, seitdem jene Ländereien durch das paraguayische Landgesetz im Jahre 1885 wohlfeil verkauft wurden. 600 Mark und weniger kosteten damals 1700 Hektare, welche eine □ Meile bilden. Aber die Käufer erhielten auch als unbequeme und unliebsame Zugabe jene Indianerhorden, die noch heute den Chaco

bewohnen, und mit denen sich abzufinden, nicht jedermanns Sache ist. Es ist den Leuten von Casado gelungen, sich mit den Indianern der Stämme der Caduwaio's und Lenguas anzufreunden und sich dieselben dienstbar zu machen, so daß diese Rothhäute nicht mehr das unliebsame Anhängsel jener Ländereien bilden, als das sie anfangs erschienen. Die Indianer helfen Palmen schlagen und Quebracho-stämme heranbringen und leisten einige Dienste, obwohl man sie zum regelmäßigen und ausdauernden Arbeiten nicht verwenden kann.

Die Fabrik ist mit großen Kosten hergestellt und besitzt sogar eine elektrische Beleuchtung, die in jenen Wildnissen, wo Ansiedelungen schon äußerst selten sind, doppelt auffällt. Eine Dampfmaschine von 150 Pferdestärken verrichtet die schwere Arbeit des Holzraspels und hat täglich hunderte von Centnern des roten Holzes in kleine Spähne zu verwandeln, die mittelst eines Elevators nach dem Dache der Fabrik gehoben werden, und dann in große 7 Meter hohe Holzkufen fallen, in denen sie mit heißem Wasser und Dampf ausgelaugt werden. Das ausgelaugte Holzmehl wird später getrocknet und auf Etagen-Rosten den 4 großen Dampffesseln zugeführt, unter denen es als Feuerungsmaterial verbrennt. Die gesättigte, schwarzrote Brühe hingegen gelangt in kupferne Vacuum-Pfannen und wird dort zu flüssigem Extrakt eingedampft, der, nachdem er abgelassen ist, vollständig erstarrt und hart wird. Der braunrote Quebracho-Extrakt geht theils in Säcken nach Buenos-Aires, theils in Kisten à 100 Kilo nach den Vereinigten Staaten oder über Hamburg nach dem Innern Deutschlands, wo es in der Gerberei des Sohlleders neben Eichenrinde reichlich Verwendung findet. Quebrachoholz enthält 20 bis 25 und Extrakt 70 pCt. Gerbstoffe, und seitdem man gelernt hat, damit gut zu gerben, und die rote Lederfarbe jetzt auch in eine dem Auge angenehmere hellere (Rohfarbe) verwandeln zu können, nimmt der Verbrauch an Quebracho-Extrakt in Deutschland täglich zu. So sind denn die Hunderttausende (man sagt 500 000 Mk.), die die Fabrik gekostet hat, nicht verloren, und steht zu wünschen, daß diese neue Industrie, als deren Erster Carlos Casado anzusehen ist, dem Lande und dem Besitzer Vorteil bringt. Der jetzige Leiter ist sein Sohn, welcher in Deutschland erzogen wurde und jedem Reisenden bereitwillig seine Einrichtungen zeigt. Zu der Fabrik gehören noch einige kleine Dampfer und größere Leichter-schiffe, denen die Arbeit zufällt, Brennholz und Quebrachoholz von der Wasserseite herbeizuschleppen und Schlachtvieh von dem benachbarten Brasilien herzubringen, wenn es daran mangeln sollte. 48 Milreis = 48 Mk. zahlt Casado in Matto Grosso für einen großen Schlachtochsen, der aber dann noch auf den vorzüglichen Weiden des Chacos, auf seinem Besitz, fett gemacht wird, ehe er zur Schlachtung kommt.

Nun kommen auf der anderen Flußseite, der Linken des Flusses, eine Reihe interessanter Kalkfelsen, die dicht an das Wasser her antreten und zu einer bedeutenden Kalk-Industrie Veranlassung gegeben haben. Sie beginnen bereits bei Itapicumi unterhalb Casados

Fabrik, treten dann zurück, so daß wieder ebener Kamp dem Flusse anliegt, und kommen zum zweiten und dritten Male in mehreren Hundert Fuß hohen Bergen an den Fluß heran, die Colonia Nisso und den schönen Felssegeln Benja hermosa bildend. Die Kalkfelsen selbst mit einer Quadratmeile im Umkreis sind unveräußerliche Staatsländereien, zu dem Zwecke, damit der Einzelne kein gehässiges Monopol aus dem Kalkhandel machen kann, da es die einzigen abbauwürdigen Brüche des Landes sind, die dicht an den Fluß hinantreten.

Auf derselben Seite oberhalb Itapicumi kommt dann in schöner Lage die Kolonie von P. Nisso aus Montevideo. Dieser industrielle Mann unterhält eine große Flotte von Schiffen und Dampfern auf dem Flusse — (er ist der Stinnes vom Rhein) — die Hartholzstämmen flussabwärts verfrachten und bis Montevideo bringen, wo er den Haupthandel in Quebracho besitzt. Nebenbei läßt er Palmen schlagen und verschifft auch gelegentlich bei Frachtmangel Kalksteine bis Montevideo, die aber dort erst gebrannt werden. Die Anlage einer eigentlichen Kolonie ist gescheitert, da es noch zu wenig Einwanderer nach Paraguay giebt, aber Nisso betreibt mit Erfolg Viehzucht und hält dort Herden von mehreren tausend Stück, die er an der brasilianischen Grenze einzukaufen pflegt. *)

*

*

*

Wir schließen hier den interessanten Reisebericht Dr. Kemmerichs und behalten uns vor, in einer späteren Nummer die Fortsetzung zu bringen, da wir uns, wie bereits erwähnt, auf die Darstellung der Verhältnisse Paraguays beschränken wollen.

Im Weiteren sei nun noch einmal näher auf die außerordentlich günstige Lage der paraguayischen Viehzucht hingewiesen.

Ob im Jahre 1865 der Krieg zwischen Paraguay und den Vereinigten Staaten von Argentinien, Brasilien und Uruguay ausbrach, besaß das Land einen bedeutenden Reichtum an Vieh. Der Bestand von mehr als zwei Millionen Haupt Großvieh war zu einem kümmerlichen Rest von 15 000 Stück zusammen gesunken. Heute jedoch, 33 Jahre nach dem Friedensschlusse ist die Zahl von drei Millionen erreicht.

Die klimatischen Verhältnisse des Landes sind der Viehzucht überaus günstig. Die Kälte des Winters ist nie so bedeutend, daß das Vieh unter ihren Folgen zu leiden hätte, und die Sommer bringen nie ein Maß von Wärme, das den Tieren schädlich werden könnte. Paraguay hat Sommerregen, und es ist dieser Umstand

*) Vor drei Jahren hat Nisso hier die erste Exportschlachtereie in Paraguay eröffnet, der bereits oben Erwähnung getan war.

Schuld daran, daß die Temperatur selten über 40 ° C. steigt. Sobald das Thermometer den eben genannten Grad erreicht hat, pflegt Gewitterbildung einzutreten, mit der ein Sinken der Temperatur verbunden ist.

Auch die Topographie des paraguayischen Kampes begünstigt die Viehzucht. Die weiten Grasflächen werden hin und wieder von kleineren und größeren Waldinseln unterbrochen. In ihrem Schatten findet das Vieh Schutz vor den brennenden Strahlen der Sommer Sonne sowie vor dem kalten Südwind, der im Winter über die Ebenen hinsiegt. Ferner entnimmt der Paraguayer diesen Waldinseln sein gesamtes Holz für Häuserbau und für die zahlreichen Pfosten, die zum Einzäunen der Weideflächen (Kämpes) nötig sind. Es sind alles Vorteile, die namentlich dem argentinischen Kampes gegenüber, wo absoluter Holz mangel herrscht, in's Auge fallen.

Der zur Zeit noch sehr niedrige Preis der paraguayischen Ländereien trägt sehr zur Rentabilität der Viehzucht bei. Ueber die Höhe desselben habe ich oben einige Angaben gemacht.

Eine Rente von etwa 12—15 % ist allgemein als die übliche angesehen. Es sind dies Zahlen, die durch die Praxis erwiesen sind. Ueberhaupt ist die Viehzucht in Paraguay eine nach jeder Richtung hin ausprobierte Sache. Der eigenartige Weg der geschichtlichen Entwicklung des Landes trägt die Schuld an dem Unbekanntsein desselben und seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Es weht ein frischer Zug wirtschaftlichen Aufschwunges und steten Fortschrittes, der trotz der ungünstigen finanziellen Verhältnisse nicht zu verkennen ist. Dazu kommt, daß gerade die Viehzucht heute nicht mehr unter den Schwankungen des Kur ses zu leiden hat, da von den Saladeros das Vieh mit Gold bezahlt wird, wodurch auch europäischen Gesellschaften die Möglichkeit, rentabel zu wirtschaften, gegeben ist, und von vorn herein verhindert wird, daß wirklich vorhandener Gewinn sich durch Kursschwankungen in Verlust verwandelt, wie es früher tatsächlich vorgekommen ist.

In anbetracht der günstigen Lage der paraguayischen Viehzucht ist in deutschen Kreisen Paraguays vielfach der Gedanke aufgetaucht, eine deutsche Viehzuchtgesellschaft in's Leben zu rufen. Namentlich waren es die Herren Dr. Kemmerich in Asuncion und Generalkonsul von Fischer-Treuenfeld in Dresden, die dem Gedanken näher getreten waren. Mir selbst kam derselbe gelegentlich meines Aufenthaltes in Paraguay und bei einer größeren Reise, die ich in die bedeutendsten Viehzuchtdistrikte des Landes unternommen hatte.

Bei meiner Rückkehr nach Asuncion trat ich mit dem Vorschlag zur Gründung einer deutschen Estanciagesellschaft in Paraguay hervor und fand von seiten der angesehensten Mitglieder der deutschen Kolonie Unterstützung meiner Pläne. Neben Herrn Dr. Kemmerich waren es besonders die Herren Heisecke, k. k. österreichisch-ungarischer und k. niederländischer Konsul, Friedrich Strach und

Boettner, zwei der angesehensten deutschen Großkaufleute, sowie eine Reihe anderer Herren, die durch Zeichnung von Anteilen dem Unternehmen ihre Unterstützung liehen. Ferner trat das bedeutendste Bankinstitut Muncions, „Banco Mercantil“, das mit der deutschen Reichsbank in Geschäftsverbindung steht, demselben freundlich gegenüber und stellte seine Beteiligung in Aussicht. Auf diese Weise kam ein Kapital von rund 80 000 Mk. zusammen, eine Summe, die als ganz bedeutend anzusehen ist, wenn man bedenkt, daß die Herren ihr Geld zumeist in eigenen Unternehmungen angelegt haben, und daß die Zahl der deutschen Kolonien doch noch eine recht beschränkte ist. Gewiß ist die Tatsache, daß es gelungen, überhaupt Zeichnungen für die Gesellschaft dort, wo jeder die Verhältnisse kennt, zu erhalten, ein Zeichen für die Vertrauenswürdigkeit des Unternehmens.

Das Aktienkapital ist in einer Höhe von 400 000 Mark vorgesehen. Es wird in Aktien, auf Namen lautend, in der Höhe von je 200 Mark geteilt. Es ist der niedrige Satz gewählt, um eine allgemeinere Beteiligung zu ermöglichen. Zweck der Gesellschaft ist, in Paraguay Land zu kaufen und dasselbe durch Viehzucht auszunutzen. Nähere Mitteilungen wird der in Kürze erscheinende Prospekt bringen.

Alle Anfragen sind zu richten: An den Ausschuß zur Gründung der „Deutschen Estanciagesellschaft in Paraguay“, z. B. des Herrn H. Bachmann, z. B. Domäne Rückerode bei Wizenhausen (Werra).



242a

Schloß Berlepsch.